

DER FELS

Papst Benedikt XVI.:

Aus Ehrfurcht vor dem Wort Jesu

165

Dr. Andreas Püttmann:

Zerrbild – Manipulation – Falschmünzerei

168

Jürgen Liminski:

Euthanasie durch die Hintertür

182

Katholisches Wort in die Zeit

43. Jahr Juni 2012



INHALT

Papst Benedikt XVI.:

In der Gegenwart des Herrn verweilen – mit ihm gehen – vor ihm knien 163

Papst Benedikt XVI.:

Aus Ehrfurcht vor dem Wort Jesu 165

Dr. Andreas Püttmann:

Zerrbild – Manipulation – Falschmünzerei 168

Prof. Dr. Hubert Gindert:

Der 85. Geburtstag des Heiligen Vaters – Ein weißblauer Tag im Vatikan 170

Monika Gräfin Metternich:

„Das Licht des ersten Tages – Lob des Sonntags“ 172

Pfr. Dr. Johannes Holdt:

Ein Bischof stellt die Weichen richtig ... 175

Raymund Fobes:

Als Eheleute mit Gott auf dem Weg 176

Dr. Eduard Werner:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Mutter Angelica 178

Dr. Alois Eppler:

Jesus, der von Johannes getauft worden ist
Rosenkranzbetrachtung 179

Uwe Christian Lay:

Kirche von unten – keine Erfindung unserer Zeit 180

Jürgen Liminski:

Euthanasie durch die Hintertür 182

Auf dem Prüfstand 185

Zeit im Spektrum 187

Bücher 189

Leserbriefe 190

Veranstaltungen 191

Impressum „Der Fels“ Juni 2012 Seite 191

Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild:

Erläuterung siehe Seite 190

Fotos: 163, 164, 165, 171 KNA-Bild; 166 Die Bibel in Bildern, Nauman&göbel Verlag, S. 201; 170 (links) privat; 177 R. Fobes; 178 ewtn; 179 A. Eppler; 181 Stuttgarter Bibel der Buchmalerei, Belsler Verlag S. 151; 183, 184 Liminski

Quelle S. 192: Hermann Rieke-Benninghaus, P. Augustin Benninghaus SJ. Leben für Christus, 2005 Dinklage. (Ferdinand Conrath +) Helmut Moll im Martyrologium „Zeugen für Christus“ II S.783/786

Liebe Leser,

einmal geht jede Party zu Ende. Denn überall platzen die Träume vom selbst gemachten Glück. Die Wirklichkeit holt uns ein.

Weil die selbsternannten Erlöser unfähig und unwillig sind, die Realitäten zur Kenntnis zu nehmen, verteidigen sie mit ideologischer Verbissenheit ihr Bild vom Menschen, der sich von allen Bindungen emanzipiert hat, von einer Familie, die eine Zweckgemeinschaft ohne innere Bindung und Zuwendung ist und von einer Gesellschaft, die aus atomisierten Individuen besteht. Zu dieser Sicht passen Kitas am Lebensanfang und die Freigabe der Spritze für den selbstbestimmten Tod am Lebensende.

Die Jungen sollen besser und frühzeitig für ihr Alter vorsorgen. Früher sprach man vom Generationenvertrag. Die aktiv arbeitende Schicht wird wegen der Armut an Kindern immer dünner. Jede Gesundheitsreform ist, wenn sie beschlossen wird, schon wieder überholt. Nach Medienberichten leiden immer mehr Menschen an psychischem Stress. Aber die Sonn- und Feiertage als Tage der Erholung und seelischen Erhebung sollen noch weiter ausgehöhlt werden. Das Lebensgefühl der Menschen, das die Sozialingenieure produziert haben, gleicht dem Bild von Edward Munch „Schrei auf der Brücke“.

Auch das Bild einer Kirche „nach menschlichem Maß“ ist renovierungsbedürftig. Es muss sich etwas ändern. Was? Mutter Teresa gab auf diese Frage die Antwort: „Du und Ich“. Sie sprach nicht von Strukturen, wie das ZDK und wie jene Frauen, die den 28. April zum „Tag der Diakonin“ ausgerufen und die Botschaft der Katharina von Siena auf den Kopf gestellt haben, um ihre Forderungen in Richtung Frauenpriestertum auf den

Weg zu bringen. Es muss sich im Kopf der Katholiken etwas ändern, die am 21. April vor dem Augsburger Dom gegen Bischof Zdarsa demonstrierten, weil er ihnen aufgrund des Priestermangels zumutet, am Sonntag einmal ein paar Kilometer zu fahren, um Eucharistie feiern zu können und sich nicht mit einem Wortgottesdienst zu begnügen.

Wer kann in unserer Situation aufzeigen, wo es lang geht und auf die anstehenden Fragen antworten? Es ist einer, mit einer eher leisen Stimme. Am diesjährigen Gründonnerstag sprach Papst Benedikt XVI. von der Voraussetzung und dem Grund aller Erneuerung: Von der Gleichgestaltung mit Christus. Der Papst nahm den Aufruf einer österreichischen Pfarrerinitiative zum Ungehorsam als Anlass, um zu fragen: „Ist Ungehorsam ein Weg, um die Kirche zu erneuern?“ Der Papst verteidigt dabei nicht eine Unbeweglichkeit und ein „Erstarren der Traditionen“. Er verweist viel mehr auf das II. Vatikanische Konzil und die Früchte, die sich in neuen geistlichen Bewegungen zeigen. „So weit die Füße tragen“ heißt ein bekannter Buchtitel. Wie weit sie tragen, hängt nicht allein von einem durchtrainierten Körper ab, der Geist und die Ergriffenheit von einer Person und einer Aufgabe sind oft wichtiger. Als Realist sagt der Papst: „Vielleicht erscheint uns manchmal die Gestalt Jesu Christi zu hoch und zu groß, als dass wir wagen könnten, daran Maß zu nehmen. Deshalb hat er für Übersetzungen in Größenordnungen gesorgt, die uns zugänglich und näher sind“. Und er meint damit die Heiligen. Sie geben mit ihrem Leben Antwort auf Fragen, die auch die unseren sind.



Mit den besten Wünschen aus Kaufering
Ihr Hubert Gindert

In der Gegenwart des Herrn verweilen – mit ihm gehen – vor ihm knien

Gedanken zu Fronleichnam

Liebe Brüder und Schwestern!

Nach jener bedeutungsvollen Zeit des Kirchenjahres, die mit Ostern als Mittelpunkt die Zeitspanne von drei Monaten umfaßt – zuerst die vierzig tägige Fastenzeit, dann die fünfzig Tage Osterzeit –, läßt uns die Liturgie drei Hochfeste feiern, die eher »synthetischen« Charakter haben: den Dreifaltigkeitssonntag, dann das Fronleichnamsfest und schließlich das Hochfest vom Heiligsten Herzen Jesu. Was ist die eigentliche Bedeutung des heutigen Festes des Leibes und Blutes Christi? Das sagt uns die Feier selbst, die wir hier gerade begehen, im Vollzug ihrer grundlegenden Gesten: Zuerst haben wir uns um den Altar des Herrn versammelt, um gemeinsam in seiner Gegenwart zu verweilen; als zweites wird die Prozession stattfinden, also das Gehen mit dem Herrn; und schließlich das Niederknien vor dem Herrn, die Anbetung, die schon in der Messe beginnt und die ganze Prozession begleitet, ihren Höhepunkt aber im abschließenden eucharistischen Segen findet, wenn wir alle niederknien werden vor ihm, der sich zu uns herabbeugt und sein Leben für uns hingegeben hat. Verweilen wir kurz bei diesen drei Haltungen, damit sie tatsächlich Ausdruck unseres Glaubens und unseres Lebens sind.

Der erste Akt ist also das Sich-Versammeln in der Gegenwart des Herrn. Es ist das, was man in früheren Zeiten »statio« nannte. Stellen wir uns für einen Augenblick vor, dass es in ganz Rom nur diesen einzigen Altar gebe und dass alle Christen der Stadt eingeladen seien, sich hier zu versammeln, um den gestorbenen und auferstandenen Heiland zu feiern. Das gibt uns eine Vorstellung davon, was in den Anfangszeiten in Rom und in anderen Städten,



wohin die Botschaft des Evangeliums gelangte, die Eucharistiefeier gewesen ist: In jeder Ortskirche gab es nur einen Bischof, und um ihn, um die von ihm gefeierte Eucharistie schloß sich die Gemeinde zusammen, eine einzige Gemeinde, weil es ein gesegneter Kelch und ein gebrochenes Brot war, wie wir in der zweiten Lesung aus den Worten des Apostels Paulus gehört haben (vgl. 1 Kor 10,16–17). Da fällt einem jenes andere berühmte Wort des Paulus ein: »Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid »einer« in Christus Jesus« (Gal 3,28). »Ihr alle seid einer!« In diesen Worten vernimmt man die Wahrheit und Kraft der christlichen Revolution, der tiefsten Revolution der Menschheitsgeschichte, die eben um die Eucharistie herum erfahrbar wird: Hier versammeln sich in der Gegenwart des Herrn Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts, sozialen Standes und unterschiedlicher politischer Auffassungen. Die Eucharistie kann niemals etwas rein Privates sein oder für Menschen vorbehalten,

die aus gefühlsmäßiger Nähe oder Freundschaft zueinandergefunden haben. Die Eucharistie ist ein öffentlicher Kult, der nichts Esoterisches oder Exklusives an sich hat. Auch wir hier haben uns heute Abend nicht ausgesucht, mit wem wir zusammen treffen wollen, wir sind gekommen und stehen miteinander hier, zusammengeführt durch den Glauben und gerufen, durch das Teilen des einen Brotes, das Christus ist, zu einem einzigen Leib zu werden. Ungeachtet unserer Verschiedenheit hinsichtlich Nationalität, Beruf, sozialem Stand und politischen Auffassungen öffnen wir uns füreinander, um von Christus her eins zu werden. Das war von Anfang an ein Wesensmerkmal des Christentums, das in der und um die Eucharistie sichtbar verwirklicht wurde. Und es gilt, stets wachsam zu sein, dass die immer wieder auftauchenden Versuchungen zum Partikularismus, auch wenn sie in guter Absicht erfolgen, nicht tatsächlich in eine gegensätzliche Richtung gehen. Darum erinnert uns das Fronleichnamsfest vor allem daran, dass Christsein heißt, sich, von überall-

her kommend, zu versammeln, um in der Gegenwart des einzigen Herrn zu bleiben und mit ihm und in ihm eins zu werden.

Die zweite grundlegende Wahrnehmung ist das Gehen mit dem Herrn. Zum Ausdruck gebracht wird es durch die Prozession, die wir nach der heiligen Messe gleichsam als deren natürliche Verlängerung gemeinsam erleben werden, wenn wir uns

langen Wanderung durch die Wüste, von der in der ersten Lesung die Rede war. Eine für Israel grundlegende Erfahrung, die sich aber als beispielhaft für die ganze Menschheit erweist. Die Feststellung, dass »der Mensch nicht nur von Brot lebt, sondern von allem, was der Mund des Herrn spricht« (Dtn 8,3), ist in der Tat eine universale Aussage, die sich auf jeden Menschen als Menschen bezieht. Jeder kann seinen Weg fin-

An dieser Stelle muss man an den Beginn des »Dekalogs«, der Zehn Gebote, denken, wo geschrieben steht: »Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben« (Ex 20,2–3). Hier finden wir den Sinn des dritten Grundelements von Fronleichnam: sich in Anbetung vor dem Herrn niederknien. Den Gott Jesu Christi anzubeten, der sich aus Liebe zum gebrochenen Brot gemacht hat, ist das wirksamste und radikalste Heilmittel gegen die Götzendienste von gestern und heute. Das Niederknien vor der Eucharistie ist Bekenntnis der Freiheit: Wer sich vor Jesus niederkniet, kann und darf sich vor keiner noch so starken irdischen Macht niederwerfen. Wir Christen knien nur vor dem Allerheiligsten Sakrament, weil wir wissen und glauben, dass in ihm der einzige wahre Gott gegenwärtig ist, der die Welt geschaffen und so sehr geliebt hat, dass er seinen einzigen Sohn hingab (vgl. Joh 3,16). Wir beugen uns vor einem Gott, der sich zuerst zum Menschen herabbeugt hat, als barmherziger Samariter, um ihm zu helfen und ihm das Leben wiederzugeben, und der vor uns niederkniete, um uns die schmutzigen Füße zu waschen. Den Leib Christi anzubeten, heißt glauben, dass in jenem Stück Brot wirklich Christus ist, der dem Leben wahren Sinn gibt – dem unendlichen Universum ebenso wie dem kleinsten Geschöpf, der ganzen Menschheitsgeschichte wie dem kürzesten Leben. Die Anbetung ist Gebet, das die eucharistische Feier und Gemeinschaft verlängert und von dem sich die Seele weiter nährt: Sie nährt sich von Liebe, Wahrheit, Frieden; sie nährt sich von Hoffnung, weil derjenige, vor dem wir uns niederwerfen, uns nicht richtet, uns nicht zerbricht, sondern uns befreit und verwandelt.



hinter dem, der der Weg ist, in Bewegung setzen. Durch seine Selbsthingabe in der Eucharistie befreit uns der Herr Jesus von unseren »Lähmungen«, er lässt uns wieder aufstehen und uns »vorwärtsgehen«, das heißt, er lässt uns einen Schritt voran tun und dann noch einen Schritt und bringt uns durch die Kraft dieses Brotes des Lebens auf den richtigen Weg. Wie es dem Propheten Elija erging, der aus Furcht vor seinen Feinden in die Wüste geflüchtet war und nun entschlossen war zu sterben (vgl. 1 Kön 19,1–4). Doch Gott weckte ihn aus dem Schlaf und sorgte dafür, dass er ein frisch gebackenes Brot neben sich fand. Er sagte zu ihm: »Steh auf und iss! Sonst ist der Weg zu weit für dich« (1 Kön 19,5.7). Die Fronleichnamsprozession lehrt uns, dass uns die Eucharistie von jeder Niedergeschlagenheit und Verzagttheit befreit und uns wieder aufrichten will, damit wir mit der Kraft, die uns Gott durch Jesus Christus schenkt, den Weg von neuem aufnehmen können. Das ist die Erfahrung des Volkes Israel beim Auszug aus Ägypten, der

den, wenn er dem begegnet, der Wort und Brot des Lebens ist, und sich von seiner freundschaftlichen Gegenwart leiten lässt. Wie könnten wir ohne den »Gott-mit-uns«, den nahen Gott, die Pilgerreise des Daseins, sowohl als einzelne als auch als Gesellschaft und Völkerfamilie durchhalten? Die Eucharistie ist das Sakrament Gottes, der uns auf dem Weg nicht allein lässt, sondern sich an unsere Seite stellt und uns die Richtung weist. Es genügt nämlich nicht voranzuschreiten; man muss wissen, wohin man geht! Der »Fortschritt« reicht nicht aus, wenn es keine Bezugskriterien gibt. Ja, wenn man vom Weg abkommt, läuft man Gefahr, in einen Abgrund zu stürzen oder sich jedenfalls sehr schnell vom Ziel zu entfernen. Gott hat uns als freie Wesen geschaffen, uns aber nicht alleine gelassen: Er hat sich selbst zum »Weg« gemacht und ist gekommen, um mit uns zu gehen, damit unsere Freiheit auch das Kriterium erhält, um den richtigen Weg zu erkennen und ihn auch einzuschlagen.

Das Sich-Versammeln, das gemeinsame Gehen, das Anbeten erfüllt uns daher mit Freude. Während wir uns die Gebetshaltung Mariens zu eigen machen, derer wir in diesem Monat Mai besonders gedenken, beten wir für uns und für alle; wir beten für jeden Menschen, der auf dieser Erde lebt, damit er dich, Vater, und den, den du gesandt hast, Jesus Christus, erkennen und so das Leben in Fülle haben kann. Amen.

Aus Ehrfurcht vor dem Wort Jesu

*Der Brief des heiligen Vaters über die Rückkehr
zum überlieferten Wortlaut „für viele“*



Wir dokumentieren hier den Brief von Papst Benedikt XVI. an den Vorsitzenden der deutschen Bischofskonferenz Erzbischof Dr. Robert Zollitsch. Er bietet eine gute Grundlage zur Meinungsbildung und für Gespräche zu diesem wichtigen Thema.

Sehr geehrter,
lieber Herr Erzbischof!

Bei Ihrem Besuch am 15. März 2012 haben Sie mich wissen lassen, dass bezüglich der Übersetzung der Worte „pro multis“ in den Kanongebeten der heiligen Messe nach wie vor keine Einigkeit unter den Bischöfen des deutschen Sprachraums besteht. Es droht anscheinend die Gefahr, dass bei der bald zu erwartenden Veröffentlichung der neuen Ausgabe des „Gotteslobs“ einige Teile des deutschen Sprachraums bei der Übersetzung „für alle“ bleiben wollen, auch wenn die Deutsche Bischofskonferenz sich einig wäre, „für viele“ zu schreiben, wie es vom Heiligen Stuhl gewünscht wird. Ich habe Ihnen versprochen, mich schriftlich zu dieser schwerwiegenden Frage zu äußern, um einer solchen Spaltung im innersten Raum unseres Betens zuvorzukommen. Den Brief, den ich hiermit durch Sie den

Mitgliedern der Deutschen Bischofskonferenz schreibe, werde ich auch den übrigen Bischöfen des deutschen Sprachraums zusenden lassen. Lassen Sie mich zunächst kurz ein Wort über die Entstehung des Problems sagen. In den 60er Jahren, als das Römische Missale unter der Verantwortung der Bischöfe in die deutsche Sprache zu übertragen war, bestand ein exegetischer Konsens darüber, dass das Wort „die vielen“, „viele“ in Jes 53,11 f. eine hebräische Ausdrucksform sei, um die Gesamtheit, „alle“ zu benennen.

Das Wort „viele“ in den Einsetzungsberichten von Matthäus und Markus sei demgemäß ein Semitismus und müsse mit „alle“ übersetzt werden. Dies bezog man auch auf den unmittelbar zu übersetzenden lateinischen Text, dessen „pro multis“ über die Evangelienberichte auf Jes 53 zurückverweise und daher mit „für alle“ zu übersetzen sei. Dieser exegetische Konsens ist inzwischen zerbrochen; er besteht nicht mehr. In der deutschen Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift steht im Abendmahlsbericht: „Das ist mein Blut, das Blut des Bundes, das für viele vergossen wird“ (Mk 14, 24; vgl. Mt 26, 28). Damit wird etwas sehr Wichtiges sichtbar: Die Wiedergabe von „pro multis“ mit „für alle“ war keine reine Übersetzung, sondern eine In-

terpretation, die sehr wohl begründet war und bleibt, aber doch schon Auslegung und mehr als Übersetzung ist. Diese Verschmelzung von Übersetzung und Auslegung gehört in gewisser Hinsicht zu den Prinzipien, die unmittelbar nach dem Konzil die Übersetzung der liturgischen Bücher in die modernen Sprachen leitete. Man war sich bewusst, wie weit die Bibel und die liturgischen Texte von der Sprach- und Denkwelt der heutigen Menschen entfernt sind, so dass sie auch übersetzt weithin den Teilnehmern des Gottesdienstes unverständlich bleiben mussten. Es war ein neues Unternehmen, dass die heiligen Texte in Übersetzungen offen vor den Teilnehmern am Gottesdienst dastanden und dabei doch in einer großen Entfernung von ihrer Welt bleiben würden, ja, jetzt erst recht in ihrer Entfernung sichtbar würden. So fühlte man sich nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet, in die Übersetzung schon Interpretation einzuschmelzen und damit den Weg zu den Menschen abzukürzen, deren Herz und Verstand ja von diesen Worten erreicht werden sollten. Bis zu einem gewissen Grad bleibt das Prinzip einer inhaltlichen und nicht notwendig auch wörtlichen Übersetzung der Grundtexte weiterhin berechtigt. Da ich die liturgischen Gebete immer wieder in verschiedenen Sprachen beten muss,

fällt mir auf, dass zwischen den verschiedenen Übersetzungen manchmal kaum eine Gemeinsamkeit zu finden ist und dass der zugrundeliegende gemeinsame Text oft nur noch von Weitem erkennbar bleibt.

Dabei sind dann Banalisierungen unterlaufen, die wirkliche Verluste bedeuten. So ist mir im Lauf der Jahre immer mehr auch persönlich deutlich geworden, dass das Prinzip der nicht wörtlichen, sondern strukturellen Entsprechung als Übersetzungsleitlinie seine Grenzen hat. Solchen Einsichten folgend hat die von der Gottesdienst-Kongregation am 28.03.2001 erlassene Übersetzer-Instruktion *Liturgiam authenticam* wieder das Prinzip der wörtlichen Entsprechung in den Vordergrund gerückt, ohne natürlich einen einseitigen Verbalismus vorzuschreiben. Die wichtige Einsicht, die dieser Instruktion zugrunde liegt, besteht in der eingangs schon ausgesprochenen Unterscheidung von Übersetzung und Auslegung. Sie ist sowohl dem Wort der Schrift wie den liturgischen Texten gegenüber notwendig. Einerseits muss das heilige Wort möglichst als

es selbst erscheinen, auch mit seiner Fremdheit und den Fragen, die es in sich trägt; andererseits ist der Kirche der Auftrag der Auslegung gegeben, damit – in den Grenzen unseres jeweiligen Verstehens – die Botschaft zu uns kommt, die der Herr uns zugedacht hat. Auch die einfühlsamste Übersetzung kann die Auslegung nicht ersetzen: Es gehört zur Struktur der Offenbarung, dass das Gotteswort in der Auslegungsgemeinschaft der Kirche gelesen wird, dass Treue und Vergegenwärtigung sich miteinander verbinden. Das Wort muss als es selbst, in seiner eigenen vielleicht uns fremden Gestalt da sein; die Auslegung muss an der Treue zum Wort selbst gemessen werden, aber zugleich es dem heutigen Hörer zugänglich machen.

In diesem Zusammenhang ist vom Heiligen Stuhl entschieden worden, dass bei der neuen Übersetzung des Missale das Wort „pro multis“ als solches übersetzt und nicht zugleich schon ausgelegt werden müsse. An die Stelle der interpretativen Auslegung „für alle“ muss die einfache Übertragung „für viele“ treten. Ich darf da-

bei darauf hinweisen, dass sowohl bei Matthäus wie bei Markus kein Artikel steht, also nicht „für die vielen“, sondern „für viele“. Wenn diese Entscheidung von der grundsätzlichen Zuordnung von Übersetzung und Auslegung her, wie ich hoffe, durchaus verständlich ist, so bin ich mir doch bewusst, dass sie eine ungeheure Herausforderung an alle bedeutet, denen die Auslegung des Gotteswortes in der Kirche aufgetragen ist. Denn für den normalen Besucher des Gottesdienstes erscheint dies fast unvermeidlich als Bruch mitten im Zentrum des Heiligen. Sie werden fragen: Ist nun Christus nicht für alle gestorben? Hat die Kirche ihre Lehre verändert? Kann und darf sie das? Ist hier eine Reaktion am Werk, die das Erbe des Konzils zerstören will? Wir wissen alle durch die Erfahrung der letzten 50 Jahre, wie tief die Veränderung liturgischer Formen und Texte die Menschen in die Seele trifft; wie sehr muss da eine Veränderung des Textes an einem so zentralen Punkt die Menschen beunruhigen. Weil es so ist, wurde damals, als gemäß der Differenz zwischen Übersetzung und Auslegung für die Übersetzung „viele“ entschieden wurde, zugleich festgelegt, dass dieser Übersetzung in den einzelnen Sprachräumen eine gründliche Katechese vorangehen müsse, in der die Bischöfe ihren Priestern wie durch sie ihren Gläubigen konkret verständlich machen müssten, worum es geht. Das Vorausgehen der Katechese ist die Grundbedingung für das Inkrafttreten der Neuübersetzung. Soviel ich weiß, ist eine solche Katechese bisher im deutschen Sprachraum nicht erfolgt. Die Absicht meines Briefes ist es, Euch alle, liebe Mitbrüder, dringendst darum zu bitten, eine solche Katechese jetzt zu erarbeiten, um sie dann mit den Priestern zu besprechen und zugleich den Gläubigen zugänglich zu machen. In einer solchen KATECHESE muss wohl zuerst ganz kurz geklärt werden, warum man bei der Übersetzung des Missale nach dem Konzil das Wort „viele“ mit „alle“ wiedergegeben hat: um in dem von Jesus gewollten Sinn die Universalität des von ihm kommenden Heils unmissverständlich auszudrücken. Dann ergibt sich freilich sofort die Frage: Wenn Jesus für alle gestorben ist, warum hat er dann in den Abendmahlsworten „für viele“



Das Abendmahl Jesu mit seinen Jüngern vor seinem Tod, Darstellung nach Federico Barocci

gesagt? Und warum bleiben wir dann bei diesen Einsetzungsworten Jesu? Hier muss zunächst noch eingefügt werden, dass Jesus nach Matthäus und Markus „für viele“, nach Lukas und Paulus aber „für euch“ gesagt hat. Damit ist scheinbar der Kreis noch enger gezogen. Aber gerade von da aus kann man auch auf die Lösung zugehen. Die Jünger wissen, dass die Sendung Jesu über sie und ihren Kreis hinausreicht; dass er gekommen war, die verstreuten Kinder Gottes aus aller Welt zu sammeln (Joh 11, 52). Das „für euch“ macht die Sendung Jesu aber ganz konkret für die Anwesenden. Sie sind nicht irgendwelche anonyme Elemente einer riesigen Ganzheit, sondern jeder einzelne weiß, dass der Herr gerade für mich, für uns gestorben ist. „Für euch“ reicht in die Vergangenheit und in die Zukunft hinein, ich bin ganz persönlich gemeint; wir, die hier Versammelten, sind als solche von Jesus gekannt und geliebt. So ist dieses „für euch“ nicht eine Verengung, sondern eine Konkretisierung, die für jede Eucharistie feiernde Gemeinde gilt, sie konkret mit der Liebe Jesu verbindet. Der Römische Kanon hat in den Wandlungsworten die bei-



Erzbischof Robert Zollitsch

den biblischen Lesarten miteinander verbunden und sagt demgemäß: „Für euch und für viele“. Diese Formel ist dann bei der Liturgie-Reform für alle Hochgebete übernommen worden. Aber nun noch einmal: Warum „für viele“? Ist der Herr denn nicht für alle gestorben? Dass Jesus Christus als menschengewordener Sohn Gottes der Mensch für alle Menschen, der neue Adam ist, gehört zu den grundlegenden Gewissheiten unseres Glaubens. Ich möchte dafür nur an drei Schrifttexte erinnern: Gott hat seinen Sohn „für alle hingegeben“, formuliert Paulus im Römer-Brief (Röm 8, 32). „Einer ist für alle gestorben“, sagt er im zweiten Korinther-Brief über den Tod Jesu (2 Kor 5, 14). Jesus hat sich „als Lösegeld hingegeben für alle“, heißt es im ersten Timotheus-Brief (1 Tim 2, 6). Aber dann ist erst recht noch einmal zu fragen: Wenn dies so klar ist, warum steht dann im Eucharistischen Hochgebet „für viele“? Nun, die Kirche hat diese Formulierung aus den Einsetzungsberichten des Neuen Testaments übernommen. Sie sagt so aus Respekt vor dem Wort Jesu, um ihm auch bis ins Wort hinein treu zu bleiben. Die Ehrfurcht vor dem Wort Jesu selbst ist der Grund für die Formulierung des Hochgebets. Aber dann fragen wir: Warum hat wohl Jesus selbst es so gesagt? Der eigentliche Grund besteht darin, dass Jesus sich damit als den Gottesknecht von Jes 53 zu erkennen gab, sich als die Gestalt auswies, auf die das Prophetenwort wartete. Ehrfurcht der Kirche vor dem Wort Jesu, Treue Jesu zum Wort der „Schrift“, diese doppelte Treue ist der konkrete Grund für die Formulierung „für viele“. In diese Kette ehrfürchtiger Treue reihen wir uns mit der wörtlichen Übersetzung der Schriftworte ein. So wie wir vorhin gesehen haben, dass das „für euch“ der lukanisch-paulinischen Tradition nicht verengt, sondern konkretisiert, so können wir jetzt erkennen, dass die Dialektik „viele“ – „alle“ ihre eigene Bedeutung hat. „Alle“ bewegt sich auf der ontologischen Ebene – das Sein und Wirken Jesu umfasst die ganze Menschheit, Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft. Aber faktisch, geschichtlich in der konkreten Gemeinschaft derer, die Eucharistie feiern, kommt er nur zu „vielen“. So kann man eine dreifache Bedeutung der Zuord-

nung von „viele“ und „alle“ sehen. Zunächst sollte es für uns, die wir an seinem Tische sitzen dürfen, Überraschung, Freude und Dankbarkeit bedeuten, dass er mich gerufen hat, dass ich bei ihm sein und ihn kennen darf. „Dank sei dem Herrn, der mich aus Gnad' in seine Kirch' berufen hat ...“. Dann ist dies aber zweitens auch Verantwortung. Wie der Herr die anderen – „alle“ – auf seine Weise erreicht, bleibt letztlich sein Geheimnis. Aber ohne Zweifel ist es eine Verantwortung, von ihm direkt an seinen Tisch gerufen zu sein, so dass ich hören darf: Für euch, für mich hat er gelitten. Die vielen tragen Verantwortung für alle. Die Gemeinschaft der vielen muss Licht auf dem Leuchter, Stadt auf dem Berg, Sauerteig für alle sein. Dies ist eine Berufung, die jeden einzelnen ganz persönlich trifft. Die vielen, die wir sind, müssen in der Verantwortung für das Ganze im Bewusstsein ihrer Sendung stehen. Schließlich mag ein dritter Aspekt dazukommen. In der heutigen Gesellschaft haben wir das Gefühl, keineswegs „viele“ zu sein, sondern ganz wenige – ein kleiner Haufen, der immer weiter abnimmt. Aber nein – wir sind „viele“: „Danach sah ich: eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen“, heißt es in der Offenbarung des Johannes (Offb 7, 9). Wir sind viele und stehen für alle. So gehören die beiden Worte „viele“ und „alle“ zusammen und beziehen sich in Verantwortung und Verheißung aufeinander. Exzellenz, liebe Mitbrüder im Bischofsamt! Mit alledem wollte ich die inhaltlichen Grundlinien der Katechese andeuten, mit der nun so bald wie möglich Priester und Laien auf die neue Übersetzung vorbereitet werden sollen. Ich hoffe, dass dies alles zugleich einer tieferen Mitfeier der heiligen Eucharistie dienen kann und sich so in die große Aufgabe einreihet, die mit dem „Jahr des Glaubens“ vor uns liegt. Ich darf hoffen, dass die Katechese bald vorgelegt und so Teil der gottesdienstlichen Erneuerung wird, um die sich das Konzil von seiner ersten Sitzungsperiode an bemüht hat. Mit österlichen Segensgrüßen verbleibe ich im Herrn Ihr

Benedictus PP XVI

Zerrbild – Manipulation – Falschmünzerei

Offener Brief zu einer Kritik an der päpstlichen Entscheidung „pro multis“

Werter Kollege Joachim Frank,

im „Kölner Stadtanzeiger“ vom 27.4. und in ähnlicher Fassung in der „Frankfurter Rundschau“ verreißen Sie die Entscheidung Benedikts XVI., die Kelch Worte statt bisher mit „für alle“ wörtlich mit „für viele“ zu übersetzen. Immerhin wurde der grenzwertige Titel der ursprünglichen Online-Fassung: „Jesus blutet nicht für jeden“ nach einigen Stunden geändert in: „Wie viele Menschen erlöst Jesus?“ und die polemische Behauptung eines „Kniefalls vor den Ultrakonservativen“ im Vorspann durch einen sachlicheren Einstieg ersetzt. Doch schon dieser Vorgang zeigt, wie stilunsicher deutsche Redaktionen inzwischen geworden sind, wenn es um christlichen Glauben und katholische Kirche geht. Auf Bildung, Takt und Gerechtigkeit kann man sich da nicht mehr verlassen.

Übrigens finde ich den FR-Titel: „Der Papst und der exklusive Jesus“ auch irreführend, denn weder der Erlöser noch Benedikt wollen irgendjemanden ausschließen bzw. nur für sich behalten, das geht aus dem Brief klar hervor: „‘Alle‘ bewegt sich auf der ontologischen Ebene – das Sein und Wirken Jesu umfasst die ganze Menschheit, Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft. Aber faktisch, geschichtlich in der konkreten Gemeinschaft derer, die Eucharistie feiern, kommt er nur zu „vielen“. (...) Wie der Herr die anderen – „alle“ – auf seine Weise erreicht, bleibt letztlich sein Geheimnis.(...) Die Gemeinschaft der vielen muss Licht auf dem Leuchter, Stadt auf dem Berg, Sauerteig für alle sein. (...) „Danach sah ich: eine große Schar aus allen Nationen und Stämmen, Völkern und Sprachen; niemand konnte sie zählen“, heißt es in der Offenbarung des Johannes (Offb 7, 9). Wir sind viele und stehen für alle. So gehören die

beiden Worte „viele“ und „alle“ zusammen und beziehen sich in Verantwortung und Verheißung aufeinander.“ Redet so jemand, der einen „exklusiven Jesus“ verkündigt?

Sie als Autor mokieren sich zunächst grundsätzlich: „Dass „Richtig oder falsch...auch beim Beten eine Rolle spielt, (darauf) muss man erst mal kommen“. Was soll denn so verstiegen daran sein, Gebetsworte, zumal solche im Zentrum der Eucharistie, mit größter Sorgfalt zu wägen? Haben Sie übersehen, dass Jesus

diesen Text betrifft – offenbar nicht.

Ein Zerrbild dieses Papstes zeichnen Sie auch mit Begriffen: Benedikts Brief fordere mit einem „katholischen Basta“ von den Bischöfen, skeptischen Gläubigen in dieser Frage „Zweifel auszutreiben“ und „die päpstliche Lesart beizubiegen“. Sie unterstellen damit einen autoritären Habitus, der Joseph Ratzinger völlig fremd ist. Seine Sprache und Argumentation ist hier, wie generell, vielmehr differenzierend und werbend, auf Einwände eingehend, be-



selbst ein falsches vom richtigen Beten unterscheidet (Mt 6,7)?

Dann kolportieren Sie den Eindruck, mit der Entscheidung zum jetzigen Zeitpunkt, wo sich die Reintegration der Piusbrüder entscheide, „wedele“ der Papst „freundlich nach rechts“. Glauben Sie wirklich, dass Joseph Ratzinger ein opportunistischer Taktiker ist? Seine fairen Gegner haben bei all ihrem Ärger stets respektiert, dass er ein „Überzeugungstäter“ ist. Aber in die Kategorie der fairen Kritiker gehören Sie – was

hutsam statt brüsk. Gerade dieser Stil des „suaviter in modo, fortiter in re“ fasziniert von jeher an diesem feinsinnigen, „einfachen Arbeiter im Weinberg des Herrn“, weit über die kirchliche Kerngemeinde hinaus bis ins agnostisch-intellektuelle Milieu hinein. Das Zerrbild vom fordernden Einpeitscher und „Austreiber“, das Sie zeichnen, ist mit der Realität nicht in Einklang zu bringen. Es fällt auf Sie selbst zurück, wenn Sie hier als „Wutbürger“ der Stadt Gottes, als „Wutjournalist“ auftreten.



In Ihrem Eifer vereinnahmen Sie gleich noch die Bischofskonferenz in Gestalt Ihres Vorsitzenden, der nach Ihrer Lesart auf den Brief aus Rom nur „schmallippig“ nach dem Motto: „wichtiger Impuls, wertvoller Beitrag“ reagiert habe. Auch damit manipulieren Sie, denn sie verschweigen, dass Erzbischof Zollitsch den Brief als „Klärung“ und „Abschluss einer Diskussion“ (!) bezeichnet hat und seine „argumentative Sorgfalt“ lobt. Logisch also, dass der Konferenzvorsitzende den Brief nicht als „wichtigen Impuls“ für eine weitere Diskussion betrachten kann, sondern dafür, nun „die Übersetzung des Messbuches zügig voranzubringen“. Es mag ja sein, dass Ihnen diese Schlussfolgerung missfällt, aber die Zollitsch-Erklärung so selektiv an die Leser weiterzuvermitteln, ist – mit Verlaub – Falschmünzerei, denn auch in einem Kommentar sind Standpunkte anderer korrekt wiederzugeben.

Erst im letzten Drittel Ihres Artikels, nachdem sie die „richtige“ Beurteilung des Papstbriefes dem Publikum schon „beigebogen“ haben, wagen Sie das Faktum nachzureichen, dass „für viele“ tatsächlich die Formulierung Jesu gemäß biblischer Überlieferung ist. Bevor der Leser darüber ins Grübeln kommt, beugen Sie etwaigen Zweifeln an Ihrer Deutung vor, indem Sie die Jesus-Spiritualität des Papstes einem „kirchenpolitischen Zeitgeist“ zuschreiben, „der von autoritärer Straffung und Fixiertheit auf Rom geprägt ist: Was richtig ist, bestimmt der Vatikan“. Das ist erstens unpräzise, denn hier geht es nicht um den Vatikan, sondern um eine lehramtliche Entscheidung des Nachfolgers Petri. Über dessen Kompetenzen müssten Sie als Theologe, der doch sicher das Zweite Vatikanische Konzil anerkennt (LG 18,22), kundig sein. Zweitens würde mich interessieren, welche Alternati-

ve Sie anzubieten haben? Eine Kirchenvolksabstimmung per Mausclick à la Piratenpartei vielleicht, oder ein Schriftgelehrten-Konklave der meistgelesenen Theologieprofessoren?

Was als Recht und Unrecht in Deutschland zu gelten hat, entscheidet keine „Schwarmintelligenz“ und kein Volksbegehren, sondern eine höchste Instanz letztverbindlich: das Bundesverfassungsgericht. Dies wird kein ernstzunehmender Zeitgenosse „autoritär“ finden und den Blick nach Karlsruhe als „Fixiertheit“ verschrei-

dem Sie den Vorgang ihren Lesern darstellen, wird weder der theologischen Frage selbst, noch dem Ernst und Niveau gerecht, mit denen sich der Papst ihrer angenommen hat.

Ich bin theologischer Laie und kann exegetische und dogmatische Streitigkeiten nicht bis in Verästelungen hinein verfolgen und kompetent beurteilen. Im Zweifel richte ich meine Glaubensüberzeugungen deshalb auch danach aus, wie viel geistige Tiefe, heiligen Ernst und christliche Güte ich bei den Vertretern und An-

„Zweifellos ist bei der heutigen Entwicklung der menschlichen Gesellschaft und der immer engeren Verbindung ihrer Mitglieder die Information wertvoll, ja unumgänglich notwendig.

Eine öffentliche und rechtzeitige Berichterstattung über Ereignisse und Zusammenhänge gibt jedem einzelnen Menschen eine reichere und umfassendere Kenntnis, so dass jeder einen wirksamen Beitrag zum Gemeinwohl leisten kann und alle beim Ausbau der bürgerlichen Gesellschaft leichter mitwirken können.

Es gibt also in der menschlichen Gesellschaft ein Recht auf Information über alle Tatsachen, die den Menschen, als einzelnen oder als Mitgliedern der Gesellschaft, je nach ihrer besonderen Situation zu wissen zukommt. Der richtige Gebrauch des Rechtes fordert aber, dass die Mitteilung inhaltlich stets der Wahrheit entspricht und bei Beachtung der durch Recht und menschliche Rücksichtnahme gezogenen Grenzen vollständig ist. Auch in der Form muss sie ethisch einwandfrei sein, d. h., beim Sammeln und Verbreiten von Nachrichten müssen die ethischen Grundsätze sowie die Rechte und Würde des Menschen beachtet werden; denn nicht alles Wissen bringt Nutzen, „die Liebe aber baut auf“ (1 Kor 8,1).“

(Vatic. II, *Inter mirifica* 5)

en, denn sonst ließen sich Einheit, Berechenbarkeit und Frieden des Gemeinwesens nicht gewährleisten. Die Einheit und Klarheit des Zeugnisses der römisch-katholischen Weltkirche mit ihren 1,2 Milliarden Gläubigen in unterschiedlichsten Kulturen verlangt eine mindestens ebenso große geistig-geistliche Anstrengung und Disziplin, gerade wenn es um das Zentrum ihrer sakralen Handlung und die Treue zu einem Vermächtniswort Jesu selbst geht. Der polemisch-flapsige und demagogische Stil, in

hängern unterschiedlicher Lehrmeinungen wahrnehme. Dabei sind es durchaus nicht immer Konservative und „papstreue“ Lagerkatholiken, die mich intellektuell und habituell beeindrucken. Aber wenn ich den aktuellen Brief Benedikts und Ihren Artikel dazu nebeneinander lege, weiß ich, aus welchem Geist eine Reform unserer Kirche eher erwachsen kann – und aus welchem bestimmt nicht.

Mit brüderlichem Gruss
Ihr Andreas Püttmann

Der 85. Geburtstag des Heiligen Vaters – Ein weißblauer Tag im Vatikan

Am 16. April hatte Papst Benedikt XVI. Geburtstag. Katholiken in Rom und in aller Welt haben den 85. Geburtstag des Heiligen Vaters in Dankbarkeit, Liebe, Begeisterung und Gebet für ihn gefeiert. Besonders deutlich kam dies beim Besuch einer Delegation aus Bayern nach Rom zum Ausdruck. Es war ein Querschnitt, der, wie Papst Benedikt XVI. erfreut anmerkte, das ganze Land repräsentierte. Neben Kardinal Meisner und dem Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Zollitsch, waren alle acht Bischöfe der Bayerischen Bischofskonferenz und das gesamte Bayerische Kabinett mit Ministerpräsident Horst Seehofer im Vatikan erschienen. Hinzu kamen Ordensvertreter, Teilnehmer aus dem Priester-Weihe-Kurs des Heiligen Vaters, SKH Herzog Max von Bayern, Vertreter der Ortschaften und kommunale Repräsentanten der Heimatgemeinden, die Stationen im Leben des

Papstes waren, Diözesanratsvorsitzende und kirchlich engagierte Laien, eine Musik- und Trachtengruppe sowie Pressevertreter. So wurde der blaue römische Himmel an diesem Tag zu einem weißblauen über dem Vatikanstaat.

Der Heilige Vater feierte mit der Delegation aus Bayern in der Capella Paolina im apostolischen Palast ein festliches lateinisches Choralamt. In der Predigt sprach Papst Benedikt XVI. über die Tagesheiligen Bernadette Soubirous mit dem „reinen Herzen“ und über Benedikt Joseph Labre, der im 18. Jahrhundert als Bettler quer durch Europa von einem Heiligtum zum anderen wanderte und Zeugnis davon gab, was im Leben wirklich zählt, nämlich Gott zu erkennen. Weiter erinnerte der Papst an jenen Karsamstag 1927, an dem er getauft wurde. Damals zog man die österliche Vigilfeier ohne Alleluja auf den Morgen vor, auf dem noch die Dunkelheit

des Karsamstags lag. „Mir scheint“, so der Papst, „dass dieser sonderbare Widerspruch der Vorwegnahme des Lichts an einem dunklen Tag, in einem gewissen Sinne ein Bild der Geschichte unserer Tage ist... aber ich sehe, dass das Licht Gottes stärker als jede Dunkelheit ist“.

Eindringlich wies der Papst in seiner Predigt auf das „reine Wasser der Wahrheit“ hin: „In unserer Zeit, in der wir eine so gehetzte Welt sehen und in der wir das reine Wasser brauchen, bedeutet dies ein großes Zeichen. Von Maria, der Mutter des Herrn mit dem reinen Herzen, kommt auch das reine, echte Wasser, das Leben gibt, das Wasser, das reinigt und uns heilt ... Um leben zu können, um rein zu werden, brauchen wir in der Tat die Sehnsucht nach einem reinen Leben, die Wahrheit, die nicht auf den Kopf gestellt ist, die nicht von Korruption angesteckt ist ... wir dürfen das aufrichtige Herz, den einfachen





Blick des Herzens, der fähig ist, das Wesentliche zu sehen, nicht verlieren!“

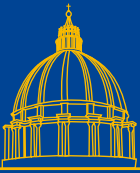
Die zweite Station im Tagesablauf war die Audienz mit Papst Benedikt XVI. in der Sala Clementina, an der auch der Bruder des Heiligen Vaters, Georg Ratzinger, sowie der deutsche Botschafter am Vatikan teilnahmen. Ministerpräsident Seehofer stellte in seiner Begrüßungsrede die Verbundenheit Bayerns mit dem Heiligen Vater heraus: „Sie sind einer von uns“! Als Geschenk überreichte er ein Kruzifix von Ignaz Günther. Die Glück- und Segenswünsche des bayerischen Episkopats brachte

Erzbischof Marx von München. Eine Kindergruppe in bunten Trachten bot oberbayerische Volkstänze, was den Heiligen Vater sichtlich erfreute. Papst Benedikt XVI. bedankte sich anschließend für die Glückwünsche und die Darbietungen der Kinder mit Worten, die seine tiefe Verbundenheit mit der Heimat ausdrückten: „Ich gehöre der Weltkirche, aber mein Herz schlägt bayerisch.“ Zum Ministerpräsidenten gewandt, sagte er: „Sie haben ein lebendiges Bayern präsentiert, an dem wir erkennen, dass Bayern sich treu bleibt, und indem es sich treu ist, bleibt es jung und fortschrittlich“. Die Audienz endete mit dem Segen

des Heiligen Vaters und dem Singen der Bayernhymne.

Die Audienzteilnehmer waren danach beim Deutschen Botschafter am Vatikan eingeladen. Seine Residenz liegt am Rand von Rom, inmitten eines parkähnlichen Gartens. In lockerer Atmosphäre konnten sich die Teilnehmer am Buffet stärken und erholen. Es gab noch einige launige Ansprachen im Freien. Dabei meinte der Botschafter er habe noch nie ein so schönes Fest erlebt, so könnten eben nur die Bayern feiern. Um 17.00 Uhr startete dann das Flugzeug vom Militärflughafen Fiumicino zum Rückflug nach München. □





Monika Gräfin Metternich:

„Das Licht des ersten Tages – Lob des Sonntags“

Er sollte weltweit eingeführt werden, Teil II

Zweimal in der Geschichte wurde der Sonntag sogar ganz abgeschafft: Einmal nach der französischen Revolution, das zweite Mal nach der russischen Revolution, auf die ich hier noch etwas näher eingehen möchte, damit Sie sich vorstellen können, was das heißt, wenn es keinen Sonntag mehr gibt.

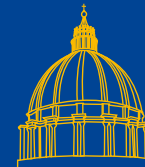
1929 wurde von den Kommunisten der erste russische Revolutionskalender eingeführt: Das Jahr hatte weiterhin zwölf Monate, allerdings zu je dreißig Tagen. Jede Woche erhielt fünf Tage – ein Monat hatte dadurch sechs Wochen. Für die übrigbleibenden Tage des Jahres wurden fünf Fei-

ertage eingeschoben: Ein Lenin-Tag, zwei Tage der Arbeit und zwei Tage der Industrie. Samstag und Sonntag waren schlicht ausradiert. Dieser Kalender zerstörte die Grundlage gleich zweier Religionen: den Sabbat des Judentums und den Sonntag der Christen. Beide Tage waren im Nirwana der neuen Zeit verschwunden. Um einen wöchentlichen Erholungstag zu gewährleisten, wurde ein rotierendes Arbeitsprinzip erfunden: Die Arbeiter wurden in fünf verschiedene „Farben“ eingeteilt: Die Gelben, die Grünen, die Rosa- und die Lilafarbenen sowie die Roten. Jeweils eine Farbgruppe hatte an einem der 5 Tage der Woche frei. Auf diese Art waren an jedem Tag der Woche vier von fünf Arbeitern für die Produktion verfügbar. Der heute in kapitalistischen Ländern oft gehörte Traum von der „rotierenden Freizeit“ wurde damals von den Kommunisten stylish perfektioniert. Dass das System selbst im „Arbeiterparadies“ nicht funktionierte, sollte allen Befürwortern einer rotierenden Arbeitswoche dräuend vor Augen stehen. Das System musste bereits zwei Jahre später reformiert werden. Die Art der Korrektur zeigt, wo es hakte: Die Menschen wollten und brauchten einen gemeinsamen freien Tag in der Woche. So blieb der reformierte Revolutionskalender bei der fünftägigen Arbeitswoche, sie wurde jedoch erweitert um einen Tag, an dem nun alle frei hatten. Ein Monat bestand nun aus fünf Wochen. Nach jeder Arbeitswoche folgte ein Ruhetag, der sechste. Das wichtigste Ziel konnte aber auch der reformierte Kalender erfüllen: Der christliche Sonntag war verschwunden. Es gab ihn nicht mehr.

Und doch. Einige Menschen konnten nicht ohne den Sonntag leben. Sie führten heimlich christliche Kalender, zählten die Tage an den Fingern ab, wo in der neuen Zeit die Sonntage verborgen waren. Tagebucheinträge aus der damaligen Zeit können uns einen vagen Eindruck geben, wie der Sonntag damals im Untergrund gefeiert wurde: *„Alte Frauen trugen die Ikone unseres Heilandes von Syrkanka [...] Plötzlich begannen Kinder, sowjetische Kinder, leise, aber klar zu singen: ‚Vor deinem allerreinsten Angesicht.‘ Dann tauchte der Diakon Saschin im Ornat und mit einem gewaltigen Evangelium auf. Er machte mir ein Zeichen und ich verstand: Es gab kein Pult, jemand musste das Buch halten. Ich hob die Hände und das schwere Buch lastete mit seinem ganze Gewicht auf ihnen.‘ Und auch diese Beschreibung: ‚Die Kirche war voller alter Frauen. Alle ein Bild des Jammers, aber erinnern an vergangene Zeiten. Der Diakon, geschoren und im Mantel, hüstelt unsicher, die Popen flüstern. Die Kirchenbesucher sehen sich vorsichtig um, ob sie auch niemand denunziert.‘ In seiner Biographie über Alexander Men schilderte Yves Hamant schließlich den „Sonntag der Sonntage“ unter diesen widrigsten Bedingungen – Ostern: *„Bevor die Osterliturgie begann, schickte der Priester jemanden auf die Straße, um sicher zu gehen, dass man die Gesänge nicht hören konnte. Dann begann die Osternachtliturgie, und das kleine Haus verwandelte sich in einen Tempel von Licht. Alle waren mit dem gleichen, unvergleichbaren Gefühl versammelt: die Freude der Auferstehung.“* Der Sonntag war gleichsam*

Am 31. Mai, dem Pfingstfest des Jahres 1998, sandte Papst Johannes Paul II. das Apostolische Schreiben „Dies Domini“ über die Heiligung des Sonntags aus.





in die Katakomben verbannt, aber – er lebte. 1940 wurde in Russland die 7-Tageweche wieder eingeführt. Stalin benötigte offenbar die Unterstützung der orthodoxen Kirche, welche all seine unmenschlichen Maßnahmen letztlich nicht hatten vernichten können.

In Kájov wiederum, einem Örtchen in der ehemaligen Tschechoslowakei, befindet sich die bedeutende Wallfahrtskirche Maria Gojau. Der 1948 kommunistisch gewordene Staat hatte sich der stalinistischen Politik der Sowjetunion anzufügen. Jede seelsorgliche Tätigkeit wurde untersagt. Alle Zugänge zu der wunderschönen Kirche wurden zugemauert. Der einzige Zugang ging durch das Priesterhaus. Mehr als 40 Jahre lang feierte der dort ansässige katholische Priester dort Eucharistie. Allein. Hinter verschlossenen Türen. Der Sonntag war sehr einsam geworden. Aber er lebte. *„Was alt ist, wird neu, was dunkel ist, wird licht, was tot war, steht auf zum Leben, und alles wird wieder heil in dem, der der Ursprung von allem ist, in unserem Herrn Jesus Christus.“* Was der alt gewordene Priester ganz allein in der Oration der Osternacht in der leeren Kirche von Kájov betete, wurde Wirklichkeit: Nach der großen Wende 1990 wurden die Türen aufgebrochen und öffneten sich weit für die

Menschen, die seither wieder zu dem alten Wallfahrtsort strömen, um dort gemeinsam den ersten Tag der Woche zu feiern, den Sonntag.

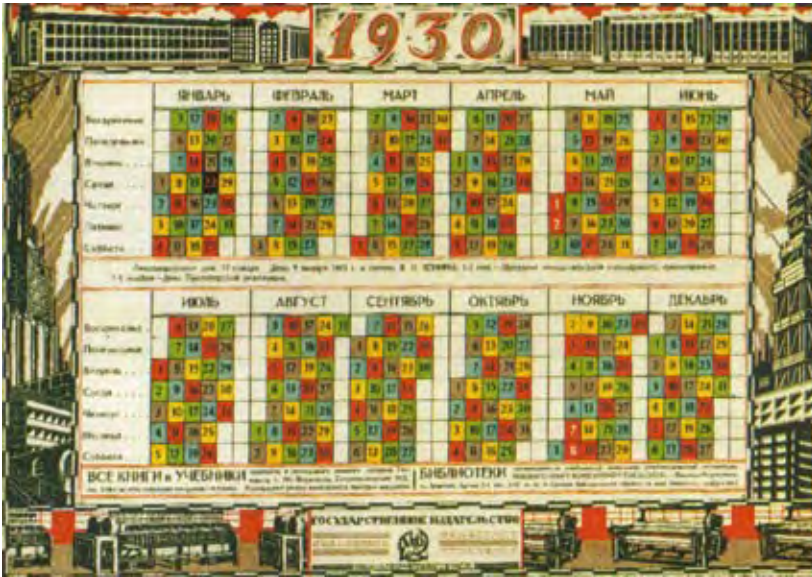
Alle Versuche, den Sonntag abzuschaffen, sind bisher gescheitert. Die Bewahrung des Sonntags für alle (unabhängig von ihrem Glauben) hängt aber von denen ab, die ihn feiern – von uns. Solange der Sonntag gefeiert wird, bleibt er bestehen selbst unter widrigsten Umständen, ja, sogar wenn es ihn auf dem Kalender nicht mehr gibt. So viel hat die Geschichte erwiesen. Für Christen, welche sonntags Gottesdienst feiern, bleibt der Sonntag „erster Tag“, ob er nach DIN-Norm als siebter Tag bezeichnet wird, ob er abgeschafft wird, ob er arbeitsfrei ist oder nicht: Tag des Herrn. Es ist wichtig, diesen Aspekt einmal ehrlich darzulegen, denn diese Selbstverständlichkeit wird in der aktuellen Sonntagsdiskussion so gut wie nie ausgesprochen. Ein anderer Aspekt folgt diesem nach: Das menschliche Bedürfnis nach Gemeinschaft. Wie der alte Grieche Aristoteles es schon sagte: *„Erholende Ruhe und heiteres Spiel scheinen für das Leben notwendig zu sein.“* Es macht keinen Spaß, wenn sechs von sieben Leuten arbeiten müssen, wenn man ein Fest feiern will. Es gäbe keine geselligen Mahlzeiten im Familien- und Freundeskreis mehr. Es wäre

Glückssache, als Familie, als Freundeskreis irgendwann einmal gesellig zusammentreffen zu können. Das rotierende System freier Tage funktionierte nicht einmal unter diktatorischen Bedingungen in Russland – es wird auch heute nirgends funktionieren. Unzufriedenheit und Entfremdung sind die Folgen einer totalen Vereinzelung zugunsten der Produktion. Eine Tradition von 1700 Jahren steckt einer Kultur eben in den Knochen. Und hier treffen sich die Interessen derer, die am Sonntag unkompliziert mit anderen Gemeinschaft pflegen wollen, mit jenen, die den Sonntag als das feiern wollen, was er von seinen Anfängen her war: Als Tag des Herrn. Beide Seiten tun gut daran, einander zu respektieren und gemeinsam diesen Wunsch gegen die Interessen der Wirtschaft durchzusetzen. Der Arbeitssonntag schafft keine Arbeitsplätze, das hat die Praxis der letzten Jahre gezeigt. Er schafft keine Gerechtigkeit, keinen Wohlstand und keinen kulturellen Gewinn. Die Rechtfertigung der Auslastung von Maschinen ist in einer Zeit, in der vielerorts Kurzarbeit angesetzt werden muss, fragwürdig. Das immer wieder vorgetragene Argument, die Gerechtigkeit erfordere es, dass alle Menschen Sonntagsarbeit leisten müssten, weil eine ganze Reihe von Menschen ohnehin bereits ihren Sonntag zugunsten des Allgemeinwohles opfern

„Ohne den Sonntag können wir nicht leben“ haben im Jahr 304 die Christen von Abitene dem römischen Prokonsul Anulinus geantwortet, als sie vor dessen Gericht gestellt wurden, weil sie entgegen dem strengen Verbot des Kaisers Diokletian zur sonntäglichen Eucharistiefeier zusammengekommen waren.

In ähnlicher Weise äußerte sich vor kurzem Dr. Reiner Haseloff, katholischer Ministerpräsident des „Lutherlandes“ Sachsen-Anhalt, in einem Interview für *idea*, den Informationsdienst der Evangelischen Allianz, anlässlich des Reformationstages am 31. Oktober 2011. Als es um die Frage ging, warum die Katholiken stärkere Immunität gegenüber dem Druck der atheistischen Machthaber der ehemaligen DDR zeigten als die Protestanten, wies Haseloff u.a. auf die katholische Sonntagskultur hin:

„Offenbar besitzt der katholische Glaube eine sehr starke Fähigkeit, die Tradition weiterzugeben ... Dazu kommt, dass es für Katholiken Pflicht ist, jeden Sonntag zur Messe zu gehen. So bin ich seit meiner Geburt [1954 in einem Ort bei Wittenberg] noch nie dem Sonntagsgottesdienst ferngeblieben – bis auf eine Ausnahme vor 15 Jahren, als ich im Krankenhaus lag. Einen Sonntag ohne Gottesdienst würde ich nicht aushalten!“



Ab 1. Oktober 1929 wurde aufgrund eines Regierungsdekretes vom 24. September 1929 der Sowjetische Revolutionskalender in seiner ersten Variante eingeführt. Er sollte als antireligiöse Maßnahme die Sieben-Tage-Woche durch eine unterbrochene Fünf-Tage-Arbeitswoche mit 12 Monaten zu je 30 Tagen und 5 „überjahreszähligen“ arbeitsfreien Tagen überlagern und damit den christlichen Sonntag als Ruhetag abschaffen. Die Länge der Jahre und der Monate wurde beibehalten. Quelle: Clive Foss, „Stalin’s topsy-turvy work week“, History Today 54/9 (September 2004) 46.

hätte ein freier Sonntag keinen Bestand und keine Chance mehr. Sollte aber niemand mehr den Sonntag als Tag des Herrn feiern, dann wird der Sonntag abgeschafft sein, schmerzfrei und ohne Abgesang – eine leichte Beute für jegliche Machtinteressen.

In diesem Sinne: Geben Sie ihn weiter wie ein Licht, den Sonntag. An Ihre Kinder und Enkel, an Ihre Freunde, Schüler und „Schäfchen“. Seien Sie Vorbild – und Vorkämpfer, so wie die überwiegend jungen Christen, Männer und Frauen, die neulich via Internet die Kampagne zweier Großkonzerne „Einkaufen, wenn Mutti zur Kirche geht!“ innerhalb eines einzigen Tages zum Scheitern brachten. „Wir sind alle Mutti!“, schrieben katholische und evangelische Physikstudenten und Bankerinnen, Azubis und Schüler, Väter und Mütter an die beteiligten Konzerne – die blitzschnell begriffen und ihre dümmliche Werbung sofort einstellten. Übersetzt heißt das nichts anderes als das, was ihre Geschwister im Glauben von vor 1700 Jahren ausgerufen hatten: „Ohne den Sonntag können wir nicht leben!“ Treten wir selbstbewusst für den Sonntag ein – und feiern wir ihn so, wie es die Christen seit ihren Anfängen, in Bedrängnis und Angst, aber auch in froher, heiterer Gelassenheit getan haben: In der heiligen Messe, die „Zentrum und Höhepunkt“ der Kirche und unseres Lebens ist. Gemeinsam mit unserem Herrn, der uns zuruft: „Kommt alle zu mir; ich werde euch Ruhe verschaffen.“ Ein Licht der göttlichen Lebenskraft, die Antwort auf Chaos, Verwirrung, Verzweigung und Konfusion. Sonntag. □

(muss), fordert die Frage heraus, nach welchen Kriterien hier „Gerechtigkeit“ eigentlich bemessen wird. Nach den Interessen der Wirtschaft – oder nach der Würde des Menschen. Die jüdisch-christliche Überzeugung und die Werte der Aufklärung finden hier ihren Schnittpunkt in der Humanität, die sich nicht am Geldwert bemessen kann. Eine Abkehr davon kann nur bedeuten, Gerechtigkeit allein am Geld zu orientieren. Wo Gerechtigkeit am Geld festgemacht wird, sind

Umsätze nämlich ein besseres Argument als das Recht möglichst vieler auf einen menschenwürdigen, der Gemeinschaft dienlichen Sonntag. Wenn der Profit zum Wertmaßstab von Gerechtigkeit wird, dann ist es nur eine Sache der Zeit, wann jeder sich gleichermaßen in dessen Joch einspannen lassen muss.

Die größte Verantwortung für die Bewahrung des Sonntags tragen allerdings wir Christen. Ohne Christen

Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland, Artikel 139

Der Sonntag und die staatlich anerkannten Feiertage bleiben als Tage der Arbeitsruhe und der seelischen Erhebung gesetzlich geschützt.

Schutz der Sonntag- und Feiertage

Ein Bischof stellt die Weichen richtig

Zur pastoralen Initiative des Augsburger Bischofs Konrad Zdarsa

Seit etwa zehn Jahren gehören größere pastorale Bezirke, in denen mehrere Gemeinden zusammengefasst sind, zur kirchlichen Realität in Deutschland. Eine unvermeidliche Folge des Priester- und des Gläubigenmangels, also der fortschreitenden Entkirchlichung unserer Heimat.

Leider tragen die meisten Konzepte der Seelsorgeeinheiten (oder Pfarreiengemeinschaften) eine fatale Inkonsequenz in sich, nämlich die rechtliche Aufrechterhaltung der bisherigen Pfarreien. Auf diese Weise wird den Gemeinden die Illusion vermittelt, es werde im Grunde doch alles beim Alten bleiben, auch wenn nur noch die Hälfte, ein Drittel oder ein Viertel der früher tätigen Pfarrer zur Verfügung steht und wenn im Durchschnitt nur noch zehn Prozent der Katholiken am kirchlichen Leben vor Ort teilnehmen.

Was die Situation wirklich erfordert, ist eine Konzentration der Pastoral auf Mittelpunkt- und „Mutterpfarreien“ (Kardinal Schönborn) und eine Verschlingung der rechtlichen Strukturen (weniger Gremien). In diese Richtung geht die pastorale Initiative des Augsburger Bischofs Dr. Konrad Zdarsa, die er in seinem diesjährigen Hirtenbrief zur Fastenzeit bekannt machte. So soll an die Stelle der bisherigen Pfarrgemeinderäte in allen Gemeinden „ein einziges gemeinsames pastorales Gremium, der Pastoralrat“ treten, um eine „Entlastung zugunsten einer wirksameren Wahrnehmung seelsorglicher Aufgaben“ zu erreichen. Außerdem „soll in jeder Pfarrei bzw. Pfarreiengemeinschaft ein zentraler Eucharistieort festgelegt werden. Dort wird an jedem Sonn- und Feiertag zu gleichbleibender Zeit die Hl. Messe gefeiert“. Darüber hinaus kann „auch weiterhin die Hl. Messe an anderen Orten zu unterschiedlichen Zeiten

gefeiert werden“ (Hirtenwort zur Österlichen Bußzeit 2012).

Wem an der sonntäglichen Messfeier etwas liegt (nochmals: es sind heute deutschlandweit gerade noch ein Zehntel der Kirchenmitglieder mit weiter sinkender Tendenz), von dem wird in Zukunft – zumindest von Zeit zu Zeit – ein etwas

größerer Einsatz gefordert sein als bisher, ein „Aufbruch“ im wortwörtlichen Sinn, der aber in der sehr mobilen Gesellschaft unserer Tage kein wirkliches Problem darstellt. „Ist es so selbstverständlich“, fragt der Frankfurter Theologe Medard Kehl,

„dass das Gotteshaus, wo wir uns zum Gottesdienst versammeln, nicht viel weiter von unserer Wohnung entfernt ist als der nächste Bäckerladen oder die Bushaltestelle? Wahrscheinlich müssen wir von der gewohnten flächendeckenden kirchlichen Betreuung Abschied nehmen und den Lebensstil des »pilgernden Gottesvolkes« viel leibhafter, eben durch weitere Wege und größere Beweglichkeit, einüben“ (Wohin geht die Kirche? 17). Dass darin auch die Chance liegt, den Glauben nicht in einem zusammengeschrumpften Häuflein „letzter Mohikaner“, sondern in einer starken Gottesdienstgemeinde feiern zu dürfen, betont der frühere Rottenburger Bischof Kardinal Walter Kasper in seinem jüngsten Buch:

„Darum wird es auf die Bildung von Mittelpunktkirchen ankommen... Diese Mittelpunktkirchen sollten Oasen sein, wo besonders an Sonn- und Festtagen nicht reduziertes, langsam absterbendes, sondern aufblühendes, kraftvolles kirchliches Leben erfahrbar wird und von wo es missionarisch neu ausstrahlen kann. Dort sollte man am Sonntag und an

Festtagen eine gut gestaltete Liturgie und über die Woche katechetische, caritative und andere Angebote vorfinden und vor allem immer eine Person, die durchgängig ansprechbar und auskunftsfähig ist“ (Katholische Kirche, 397 f.).

Dass im Bistum Augsburg künftig priesterlose Wortgottesdienste an Sonn- und Feiertagen entbehrlich sind, soll manche Gemüter besonders erhitzen haben. Dabei wird mit dieser Regelung nur die katholische Normalität wiederhergestellt. Bestimmt doch das vatikanische Direktorium „Sonntäglicher Gemeindegottesdienst ohne

Priester“: „Wenn an einem Ort am Sonntag keine Messe gefeiert werden kann, ist zunächst zu überlegen, ob die Gläubigen eine in der Nachbarschaft gelegene Kirche aufsuchen können, um dort an der Feier der Eucharistie teilzunehmen“ (18). Diese Möglichkeit ist in unseren Breiten praktisch überall gegeben. Dahinter steht die Einsicht, dass es für die Heilige Messe – nach den Worten des Konzils „Quelle und Höhepunkt des ganzen kirchlichen Lebens“ – keinen Ersatz geben kann. Bischof Zdarsa sagt es so: „Katholische Kirche kann sich am Sonntag nicht eucharistielos organisieren.“

Mit seinem entschiedenen Handeln stellt sich Bischof Zdarsa vor seine Seelsorger an der pastoralen Front und lässt diese die notwendigen Maßnahmen nicht allein durchfechten. In spätestens zehn Jahren wird es in sämtlichen Bistümern nicht anders gehandhabt werden als in Augsburg. Nur werden anderswo bis dahin viele, zu viele personale und kirchliche Ressourcen unnötig geopfert werden. □



Als Eheleute mit Gott auf dem Weg

Gedanken zum Ehesakrament

„Ich traue dich mir an auf ewig; / ich traue dich mir an um den Brautpreis von Gerechtigkeit und Recht, / von Liebe und Erbarmen, ich traue dich mir an / um den Brautpreis meiner Treue: / Dann wirst du den Herrn erkennen.“ (Hos 2,21f).

Meine Frau und ich hatten sehr bewusst diesen Text als Lesung bei unserer Hochzeit vor bald 13 Jahren ausgewählt. Denn er macht sehr deutlich, dass die Ehe eben nicht bloß etwas rein Weltliches ist, sondern dass sie als solche ganz eng in einem Zusammenhang mit der Beziehung Gottes zu den Menschen steht.

Gottes Liebe drängt uns

Gottes Verheißung an Hosea ist großartig: Er verspricht dem Volk Israel ewige Treue, verspricht ihm, nicht wegzugehen – auch dann nicht, wenn es Konflikte gibt. Gott sagt Israel zu: Du kannst dich auf mich verlassen, denn ich verlasse dich nicht. Was Gott dem Hosea verheißen hat, das hat er in seinem Sohn Jesus Christus ganz konkret gezeigt. In Treue zu den Menschen ging Gott einen Weg, der ihn durch Leiden und Tod führte. „Ich traue mich dir, der Menschheit an, auf ewig“. Das wurde hier deutlich. Diese Ehe Gottes mit den Menschen ist kein „Honeymoon“, sie ist Ausdruck größter Liebe.

Auch Eheleute geben sich das „Ja-wort“ bis der Tod sie scheidet. Stehen sie da nicht vor der gleichen Herausforderung, wie Gott selbst sie sich gestellt hat: Treu zu bleiben, auch wenn es hart auf hart kommt? Dies scheint schwierig zu sein, aber es ist doch möglich in der Liebe.

Die Faszination, die von der Liebe Gottes ausgeht, sie drängt letztlich zur Nachahmung oder Nachfolge. Weil Gott treu ist, und weil diese Treue uns Zuversicht gibt, nicht ver-

lassen zu werden, darum sollen auch wir diese Treue weitergeben. Treu sollen wir dabei nicht nur dem Ehepartner sein. Verlässlichkeit sollte eine christliche Tugend gegenüber einem jeden sein. Euer „Ja“ soll ein „Ja“ sein, sagt Jesus in der Bergpredigt. Und so ist es auch nicht besonders tugendhaft, wenn man leichtfertig Freundschaften aufgibt oder die Eltern oder Kinder im Stich lässt. Andererseits gibt es Gründe, dass solche Bindungen lockerer werden. Wenn die Kinder heiraten und eine Familie gründen, ist es klar, dass der intensive Kontakt zu den Eltern abnimmt. Und auch Eltern sollen dafür Sorge tragen, dass Kinder ihren eigenen Weg gehen. Freundschaften können etwa durch Wohnungswechsel lockerer werden, ja, ganz aufhören – und da kommt es vor, dass man sich nach Jahren wieder trifft und sich freut, oder auch, dass man die Erfahrung macht, man hat sich auseinandergelebt.

Sakramentalität: Gott geht mit

Ehen beginnen auch meistens wie Freundschaften. Zum anderen spielt das „Verliebtsein“ zwischen Mann und Frau eine Rolle, die „Schmetterlinge im Bauch“. Aber wie Schmetterlinge von einer Blume zur anderen flattern, so ist es auch mit der rein gefühlsmäßigen Verliebtheit. Sie verblasst im Lauf der Zeit. Und dann kann es eben passieren, dass man sich auseinanderlebt.

Gerade das soll aber nicht geschehen. Die Ehe ist angelegt für alle Zeit – „bis dass der Tod uns scheidet.“ Hier hat die Treue einen besonderen Stellenwert. Eheleute sollen sich aufeinander verlassen können, so eben, wie wir uns auf Gott verlassen können.

Die Verliebtheit aber kann zur Falle werden, wenn aus ihr nicht wirk-

liche Liebe wächst. Oftmals glauben ja Verliebte, sie seien füreinander geschaffen, doch wenn dann der Alltag kommt – und sich der durch die Verliebtheit verklärte Blick in den realistischen verwandelt, dann trägt eine solche Beziehung nicht.

Aber was ist es nun, was eine Beziehung wirklich trägt – was sie so trägt, dass sie auf ewig hält? Dieses Ideal der Unauflöslichkeit ist keine Illusion, obgleich es uns manchmal bei der Vielzahl der Ehescheidungen so vorkommt. Sollten Ehescheidungen heute darum so viel häufiger sein als früher, weil die Menschen heute weniger voneinander abhängig sind oder auch länger leben?

Wahrscheinlich spielen diese Faktoren tatsächlich eine Rolle. Gleichwohl können wir aber heute deswegen umso mehr auf einen ganz anderen Grund für das Gelingen von Ehen blicken – nämlich die gelebte Gottesbeziehung. Das wird heute umso besser deutlich, weil die soziologischen Faktoren deutlich weniger von Bedeutung sind.

Dabei aber kommen wir einem Wesenszug der Ehe aus christlicher Sicht umso näher, und zwar der Sakramentalität. Sakramentalität bedeutet ja nun nichts weniger, als dass Gott selbst den Eheleuten beisteht. Als Eheleute seid ihr nicht allein, sondern Gott steht an eurer Seite. Konsequenz muss sein, den Kontakt zu Gott zu pflegen, denn mit der Gottesbeziehung ist es wie mit jeder anderen: Wenn sie nicht gepflegt wird, verdorrt sie.

Natürlich ist es heute für viele weitaus schwieriger, die Gottesbeziehung zu pflegen als etwa die zum Mitmenschen. Gott steht uns ja nicht gegenüber wie ein guter menschlicher Freund. Wir können ihm in der Kirche begegnen, wo er in der äußeren Gestalt des Brotes gegenwärtig ist. Und dass Gott für uns da ist, das

wissen wir von seinem Sohn Jesus Christus. Er hat durch sein Leben gezeigt, dass Gott Liebe ist – und er uns mehr liebt als ein Mensch den anderen lieben kann.

Aber die heutige jüngere Generation tut sich schwer, das zu erfahren. Und das vor allem deshalb, weil viele einfach nicht gelernt haben, wie sich eine gute Beziehung zu Gott gestaltet. Religiöse Erziehung im Elternhaus spielt ja vielerorts kaum eine Rolle.



Die Ehe im Glauben gestalten: Unser Autor Raymund Fobes mit seiner Ehefrau Anette vor einer Figur des heiligen Franziskus bei San Damiano in Assisi

Die meisten unserer jungen Erwachsenen, die sich mit den Fragen nach Partnerschaft und Ehe auseinandersetzen, können sich wahrscheinlich daher kaum vorstellen, was es heißt, dass Gott unsere Ehe mitträgt. Aber gerade aus diesem Bewusstsein der Begleitung durch Gott, aus diesem Vertrauen heraus, werden die Ehen tragfähig.

Ehevorbereitung ist notwendig

Für die Kirche kann dieses Dilemma nichts anderes bedeuten, als eine intensive Ehevorbereitung vor der Hochzeit anzubieten – letztlich in meinen Augen sogar dazu zu verpflichten. Es ist letztlich auch folgerichtig, dass diese Ehevorbereitung der Kirche ganz zentral die Gottesbeziehung der Brautpaare in den Blick nimmt. In diesem Zusammenhang hat der Erzbischof von Vaduz (Liechtenstein) Msgr. Wolfgang Haas in seinem Hirtenbrief zur Fastenzeit 2012 wichtige Aussagen gemacht. Erzbi-

schof Haas legt den Eheleuten in seinem Hirtenbrief Folgendes nahe: „Für gläubige Christen versteht es sich von selbst, dass sie die persönliche Vorbereitung auf die Eheschließung auch mit Gebet und mit jenen geistlichen Hilfen verbinden, durch welche die Brautleute sich der Heiligkeit und Schönheit ihres künftigen neuen Lebensstandes vertieft inne werden. Für katholische Brautleute heißt dies insbesondere, dass sie sich durch eine gute Beichte – gegebenenfalls durch

eine Lebensbeichte – auf die Trauung vorbereiten. Das Gebetsleben muss angesichts einer so wichtigen Lebensentscheidung, wie es das Eingehen einer Ehe ist, intensiviert werden; die Heiligungsmittel der Kirche sollen großzügig beansprucht werden.“

Das, was Erzbischof Haas nachdrücklich empfiehlt, sollte auch nach der Eheschließung fortgeführt werden. Gemeinsames Gebet, der Besuch der heiligen Messe, die regelmäßige Beichte – all das führt die Eheleute zueinander und auch gemeinsam zu Gott, der ja der Dritte im Ehebund sein soll. Ich persönlich habe in meiner Ehe genau diese Erfahrung gemacht. Seitdem meine Frau und ich uns bei einer Pilgerreise zum heiligen Franziskus nach Assisi kennengelernt haben, spielt das Glaubensleben – Eucharistiefeier, Gebet, regelmäßiges Beichten und auch das geistliche Gespräch – eine entscheidende Rolle. Und es gibt uns wirklich Erfüllung. Wichtig ist auch der Kontakt zu Gleichgesinnten. „Wer glaubt, ist nicht allein“ hat unser Heiliger

Vater gesagt. Er ist nicht nur nicht allein, weil Gott bei ihm ist, sondern auch, weil es viele andere Menschen gibt, die diesen Glauben intensiv und mit Freude leben. Wir erleben solche Kontakte als Stärkung unseres Glaubens- wie unseres Ehelebens.

Eine Chance: Der Austausch mit Menschen im Zölibat

In diesem Zusammenhang möchte ich auch betonen, dass für uns Kontakte zu Priestern und Ordensleuten wichtig sind. Es ist für uns eine Stärkung, wenn wir miterleben dürfen, dass sich Männer und Frauen durch die Ordensgelübde oder den Zölibat ganz an Gott binden. Sie leben damit eine ganz wichtige Form der Treue Gott gegenüber. Für Eheleute ist das eine große Hilfe, weil sie ja auch die Gottesbeziehung pflegen sollen. Zudem erinnert die ehelose Keuschheit der Priester und Ordensleute auch daran, dass es in der Ehe Zeiten der Enthaltsamkeit geben soll. Es kann hier ja nicht um ein grenzenloses Ausleben von Sexualität gehen, zumal Eheleute auch dann treu zueinander sein sollen, wenn etwa aus gesundheitlichen Gründen intime Sexualität nicht mehr möglich ist. Treue in Keuschheit ist aber – zumindest aus christlicher Sicht – am besten möglich durch eine Liebe, die sich an der Liebe Gottes zu den Menschen und an der Liebe zu Gott orientiert.

Gottes Ja zu uns drängt dazu, zu ihm Ja zu sagen. Und so soll es auch in der Partnerschaft sein: Das „Ja“ meines Partners/meiner Partnerin zu mir fordert zu meinem „Ja“ ihm oder ihr gegenüber heraus. Zu dem „Ja“ zur Partnerin/zum Partner werde ich aber gestärkt durch das „Ja“, das Gott zu mir gesagt hat. Er hat es aber auch zu allen Menschen gesagt – auch zum Ehepartner. Es ist auch gut, sich dessen bewusst zu werden: Gott liebt meinen Ehepartner so wie er mich liebt, und darum soll auch ich meinem Partner Gutes tun.

Zölibatäre leben dieses „Ja“ zu Gott sehr bewusst. Darum fordern sie uns Eheleute auch heraus, das „Ja“ zu Gott und das „Ja“ zum Partner zu leben. Und sie ermutigen uns auch auf diesem Weg – den Weg der Ehe mit Gott zu gehen, was nicht nur Ziel einer jeder Ehe sein soll, sondern auch das Eheleben ungemein bereichert. □

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Mutter Angelica und das katholische Fernsehen

Den Missionsbefehl Christi haben schon viele Christen ernst genommen und im Rahmen ihrer oft bescheidenen Möglichkeiten zu wirken versucht. Das war Rita Rizzo, der späteren Äbtissin Mutter Angelica, zu wenig. Sie orientierte sich am Bedarf der Kirche und der Gesellschaft. Und dieser Bedarf war gewaltig.

Rita Rizzo wurde am 20. April 1923 im Staat Ohio in den USA geboren. Die Situation in ihrer Umgebung war in jeder Hinsicht trostlos. Wohnungsnot, Geldnot, geschiedene Eltern und Krankheit der Mutter belasteten ihre Kindheit. Mit großer Zähigkeit und mit ebenso großem Gottvertrauen überwand sie alle Schwierigkeiten und trat schließlich in ein Klarissenkloster ein. Nach Jahren mit bedrückenden Prüfungen durfte sie mit einigen Mitschwestern in den Süden der USA ziehen, um dort ein neues Kloster zu gründen. Ihr Ziel war, die Anbetung der Eucharistie mit der aktiven Glaubensverbreitung zu verbinden. Das wollte sie vor allem in Elendsgebieten tun, um das Licht des Glaubens auch dorthin zu bringen. Dabei hatte sie den Mut, ein neues Kloster an einem besonders konflikträchtigen Ort – in Alabama – zu gründen. Alabama war damals berüchtigt. Der Ku-Klux-Klan beherrschte das Gebiet. Schwarze, Juden und Katholiken fühlten sich dort gleichermaßen bedroht. Als nach vielen Schwierigkeiten das neue Kloster unter Aufsicht von Mutter Angelica fertiggestellt werden konnte, wurde Mutter Angelica die Äbtissin dieses Klosters. Um Verleumdungen entgegenzutreten zu können und um den wahren Glauben in seiner Schönheit darstellen zu können, brauchte sie die neuen Medien. Auf einer Reise hatte

sie in einem Motel zum ersten Mal einen Fernsehapparat gesehen. Dieses Gerät faszinierte sie. Von da an sammelte sie Geld nicht nur für ihre Klostergründung, sondern auch für den Aufbau eines katholischen Fernsehsenders. Ohne jegliche Erfahrung begann sie die Arbeit mit äußerst bescheidenen Mitteln in einer Garage.



Auf Warnungen vor den Risiken ihrer Unternehmungen antwortete sie stets schlagfertig: „Wenn Gott das braucht, was ich beginne, dann wird er mir auch helfen.“ Schon wenige Jahre später war aus diesem armseiligen Anfang tatsächlich der größte religiöse Fernsehsender der Welt geworden. Das ist das EWTN-Fernsehen (Eternal Word Television Network).

Mutter Angelica schrieb darüber hinaus viele Glaubensbroschüren und hielt Vorträge, in denen sie von der nächtlichen Anbetung in den Klöstern berichtete und auch den häufigen Empfang des Bußsakra-

mentes empfahl. Als eine Woge missverständener Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils über die USA hinwegbrauste, vertrat Mutter Angelica eine klare Linie. Reformen in organisatorischen Fragen begrüßte sie nachhaltig und führte sie selbst auch durch. Aber eine Verwässerung der religiösen Substanz lehnte sie energisch ab. Dabei legte sie sich auch mit dem kalifornischen Kardinal Mahony an, als dieser einen missverständlichen Hirtenbrief schrieb, in dem die Realpräsenz Christi in der Hostie nicht klar genug zum Ausdruck kam. „Nur wenn Christus die Mitte in unserer Klosterkirche und die Mitte in der Weltkirche bleibt, können wir in seinem Sinn wirken.“ Die tatkräftige Nonne wollte den Glauben nicht nur verbreiten, sie wollte ihn auch rein erhalten und vor Banalisierung schützen. Das Gottvertrauen von Mutter Angelica war grenzenlos. „Gott braucht keine hoch gebildeten Menschen, die wegen ihrer Kenntnisse schon zu wissen glauben, dass eine Unternehmung nicht gelingen könne. Gott braucht vielmehr Trottel, die die Risiken ihrer Unternehmung nicht sehen und sich deshalb auf Gott verlassen.“ Christus hat Mutter Angelica offenbar recht gegeben. Heute können die Fernseh- und Radiosendungen von EWTN in fast allen Ländern der Welt empfangen werden. Die Mühen von Mutter Angelica tragen weltweit reiche Früchte. □

Quelle: Raymond Arroyo, Mutter Angelica. Eine Nonne schreibt Fernsehgeschichte. Media Maria Verlag, 440 S., ISBN 978-3981145274, 19,90 Euro



Informationen auf www.ewtn.de
An der Nesselburg 4, D-53179 Bonn



Jesus, der von Johannes getauft worden ist

Rosenkranzbetrachtung

Im Jahre 1718 malte Johann Georg Bergmüller das Hochaltarbild für die Pfarrkirche St. Johann in Kaufering. Wohl bald darauf stach er dieses Andachtsbildchen nach dem Gemälde. Beide Bilder zeigen Johannes in einem Gewand aus Kamelhaar (Mt 3, 4).

In einer Hand hält er einen Stab mit einem Kreuz an der Spitze und einem Spruchband. Wie üblich steht auf diesem Band „Ecce Agnus Dei“ (Joh 1, 29). Beides deutet auch schon auf den Tod Christi hin. Wie hier bei der Taufe werden sie drei Jahre später auf das Lamm Gottes am Kreuz schauen, das sie durchbohrt haben (Joh 19, 37). Mit diesem Spruch steht Johannes Baptist in der Tradition der Prophe-

ten Israels, sagt doch schon Sacharja 12, 10., dass sie auf den blicken werden, den sie durchbohrt haben.

In der anderen Hand hält Johannes eine Muschel und gießt daraus Wasser über Christus. Dieser steht im Jordan und lässt es zu, von Johannes getauft zu werden (Mt 3, 15). Seine rechte Hand liegt auf seiner Brust, und mit dem Zeigefinger weist er auf sein Herz, das Herz Jesu, dessen Verehrung, gefördert durch die Jesuiten, damals in Süddeutschland einen großen Aufschwung nahm.

Just in dem Moment, als Jesus von Johannes mit Wasser getauft wurde, öffnete sich der Himmel, und der Geist Gottes stieg wie eine Taube auf ihn herab (Mt 3, 16). Noch ausführlicher formuliert Johannes (1, 32 – 34) das auf dem Stich zu Sehende: wie der Geist in Gestalt einer Taube vom Himmel herabkommt und über ihm stehen bleibt, im Bild senkrecht in der Mittelachse über Christus.

Symbolisch bedeutsam ist auch das Aussehen und die Zahl der Engel. Oben sieht man drei geflügelte Engelköpfe. Ihre Körperlosigkeit und die Zahl drei stehen für Himmel, für Dreifaltigkeit und für die drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe. Die beiden Engel bei Christus symbolisieren die Erde. Sie haben einen Körper, und die Zahl zwei drückt den Gegensatz aus, wie es ihn auf der Erde, nicht aber im Himmel gibt, den Gegensatz zwischen gut und böse, zwischen nah und fern. Zusammen sind auf dem Stich fünf Engel zu sehen. Diese Zahl steht nach dem hl. Bonaventura (1221 - 1274) für Christus, welcher als wahrer Gott und wahrer Mensch Himmel und Erde verbindet. *Alois Epple*



Kirche von unten – keine Erfindung unserer Zeit

Revolutionsfahnen wehen, geballte Fäuste strecken sich gegen Himmel, Massen strömen: „Nieder mit der Hierarchie! Warum erhebt ihr euch über die Gemeinde, stellt euch zwischen Gott und die Gemeinde! Uns allen ist Gott gleich nahe!“ So tönte das Revolutionsprogramm der Rote Korach, nach dem 4. Buch Mose, 16. Kapitel. Eine alte, längst vergangene Geschichte aus altvorderen Zeiten und doch von ewiger Gültigkeit. Der Archetypus des Revolutionären spricht sich hier aus. Gleichheit statt Hierarchie. Nicht plumper Sozialneid treibt hier die Kritiker an, sondern ihr Glaube an einen Gott, der allen gleich nahe ist, so dass um dieses Gottes willen es keine zwischen Gott und den Menschen vermittelnde Hierarchie geben darf. Das Ressentiment gegen die da oben ummäntelt sich so mit einer demokratischen Gotteslehre. Die Forderung nach dem Priestertum aller Gläubigen gesellt sich schnell zu die-

sen Revoluzzerparolen: Alle dürfen und können Gott wohlgefällige Opfer darbringen. Es dürfe kein Privileg eines Amtspriestertums sein, Gott die gottgewollten Opfer darzubringen. In einer geschwisterlichen Gemeinde, da sind alle gleich – da dürfe es keine Amtsprivilegien geben.

Kommt uns dies Revolutionsprogramm nicht sattsam bekannt vor? Waren das nicht die Grundtöne der protestantischen Reformation? Tönt es heuer nicht genau so aus den Mündern unserer Kirchenreformer? Und im politischen Raum: von der französischen Revolution bis zur russischen! Revolutionäre sind nicht sehr innovativ – sie wiederholen immer wieder die Parolen der Rote Korach; ja diese Geschichte aus dem Buch Mose offenbart uns, eingekleidet in die Zeitgewänder des vorstaatlichen Israels, das Wesen des Revolutionären. Dass dann politische Revolutionen den demokratischen Gott durch das Gebot der Natur wider die Unkultur der Hierarchie ersetzen, macht dabei keinen wesentlichen Unterschied. Es bleibt das alte ewig aktuelle Programm.

Wenden wir unser Augenmerk nun auf die Kräfte der Beharrung, auf Mose und Aaron. Ihnen war nun der Part zuteil, Gottes Ordnung gegen diese Insubordination zu verteidigen. Die Hierarchie ist gottgewollt und von Gott selbst so gesetzt. Nur, was ist das für eine neue Ordnung, in der Gott allen gleich nahe wäre und in der es keine Hierarchie gäbe? Ist das nicht auch eine gottgewollte? Mose und Aaron stehen sprachlos dieser neuen Unordnung gegenüber –

sie tönt so vernünftig gut durchdacht – leicht vorstellbar, wie zeitgenössische Theologen ihre Traktate und Essays über die Ecclesio-logie verfassen: Gleichheit-Freiheit-Brüderlichkeit – und nach dem Protest der Suffragetten die Umformulierung zur Parole der geschwisterlichen Kirche. Auf ihrer Seite steht nur das positive Recht der Ordnung der Kirche in ihrer Unterscheidung von Klerus und Laien. Dagegen steht die Verstandeskonstruktion einer idealen Gemeinde der gelebten Geschwisterlichkeit ohne oben und unten, ohne Hierarchie, die des allgemeinen Priestertums. Das positive, einfach von Gott gesetzte Recht, diese kraft der Autorität Gottes gesetzte Ordnung, hat einen schwachen Stand wider eine Denkordnung, die einen alles gleich machenden Gott konstruiert.

Mose und Aaron wenden sich in ihrer Not an ihren Gott. Nicht gegen euch, gegen mich rebellieren diese da. Gott übernimmt den Part der Konterrevolution. Sie wollten das Priestertum aller Gläubigen praktizieren, indem nun jeder sich zum Amtspriester aufschwang, um Gott das Opfer darzubringen. Welch eine beeindruckende Symbolhandlung revolutionärer Gleichheitsideologie. Nebenbei: dass dieser revolutionäre Gleichmacherei-Geist dann gern einhergeht mit jakobinischen Avantgard-Diktatur-Allüren, bedarf keiner großen Erläuterung. Die Widernatürlichkeit der Gleichheit erzwingt die Diktatur zum Kampf wider die natürliche Ungleichheit.

Gott gab seine Antwort auf diese Revolution: Gott vertilgte sie mit

Unser freier Mitarbeiter Uwe Christian Lay sucht eine feste Arbeitsstelle. Er hat Erfahrung im Journalismus, in der Edition historisch-kritischer Texte und im Telefon-Marketing. Studium evangelischer Theologie mit Diplomabschluss, Konversion zur Römisch-katholischen Kirche, Studium der katholischen Theologie mit Diplomabschluss.

Adresse: Uwe Christian Lay,
Pfundschödenstr. 16,
94474 Vilshofen,
Tel.: 08541-969052

Jede von Gott eingegebene Schrift ist nützlich zur Belehrung, zur Widerlegung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit; so wird der Mensch Gottes zu jedem guten Werk bereit und gerüstet sein. (2 Tim 3,16)

Mann und Maus. Die Erde tat sich auf und die Revoluzzer stürzten hinab in den Hades, ein für alle Mal ausgelöscht. Aber dann wäre dies nur eine historische Geschichte, erhellbar und auslotbar mit den Methoden der historischen Kritik und ihrer Hermeneutik. Aber gerade so verfehlten wir diese Geschichte, die uns nicht einfach eine plusquamperfektisch vergangene Begebenheit erzählt, sondern uns einen Archetypus vor Augen führt, der sich in immer wieder neuen Revolutionsgeschichten neu inkarniert: der Geist der Rotte Korach – der Geist des Aufstandes gegen Gottes Ordnung und seine Hierarchie.

Es ist ein vergnügliches und auch erschreckendes Unterfangen, nachkonzilare Ecclesiologien auf diesen Rottengeist hin zu untersuchen. Man kann es sich auch ersparen: hier gilt wahrhaftig das große Wort des Predigers Salomon: Es gibt nichts Neues unter der Sonne! Wenden wir uns dem Archetypus, dem Original zu und lassen die vielen Nachbeter,

Dieses Bild aus der Niederrheinischen Historienbibel (Stuttgarter Bibel der Buchmalerei, Belser-Verlag) soll das Strafgericht über Korach und seine Anhänger illustrieren. Numeri 16,32: „Die Erde öffnete ihren Rachen und verschlang sie samt ihrem Haus, mit allen Menschen, die zu Korach gehörten – und mit ihrem ganzen Besitz.“

von H. Küng bis hin zu „Wir sind Kirche“ – es sei auch an die feministische Theologie und die marxistische Befreiungstheologie erinnert – unberücksichtigt.

Was tun sie? Sie konstruieren einen Gott. Das soll ein Gott sein, der allen gleich nahe ist, und weil er unmittelbar zu allen ist, bedarf es keiner Vermittlung zwischen diesem Gott und den Menschen. Die These der gleichen Nähe Gottes zu allen Menschen ist die Zentralvorstellung aller schwärmerischen Anti-Ecclesiologien. Kirche darf und kann dann nichts anderes sein als ein Zusammenschluss von Gläubigen, die dann von unten nach oben Kirche aufbauen, weil ihr Eckstein ihre Unmittelbarkeit zu Gott ist. Hier gilt nicht mehr: nur wer die Kirche zu seiner Mutter hat, kann Gott zu seinem Vater haben – hier ist die Kirche nur ein Ort, in dem Gläubige ihrem Glauben ein geselliges Religionsleben hinzufügen, ihren Glauben ausdrücken und austauschen. Ausführlich könnte man dies bei dem

berühmten protestantischen Theologen Schleiermacher nachlesen.

Aber was hat dieser Verstandesgott, von Menschen konstruiert, mit dem wahren Gott, so wie er sich selbst den Menschen offenbart hat, zu tun? Ganz offenkundig ist der Wille zur Gleichmacherei das erkenntnisleitende Interesse dieser Konstruktion unseres Verstandes, der darum so viel Beifall findet, weil das Ressentiment gegen alles Hierarchische ja zu den Grundsubstanzen der Moderne gehört. Nur der Gott der Bibel, er ist der Gott der Hierarchie. Er setzte im alten Bund die priesterliche Ordnung ein und im neuen die Differenz von Kirchenvolk und Amtspriestertum. Dies ist keine menschlich- allzumenschliche Erfindung, sondern eine Einrichtung der göttlichen Ordnung, gegen die aber der ewige Rottengeist mit seinem vermenschlichten Gleichheitsgott liebend gerne revolutionär protestiert. Die Rotte Korach lässt grüßen in ihrem Wandeln durch die Geschichte. □



Euthanasie durch die Hintertür

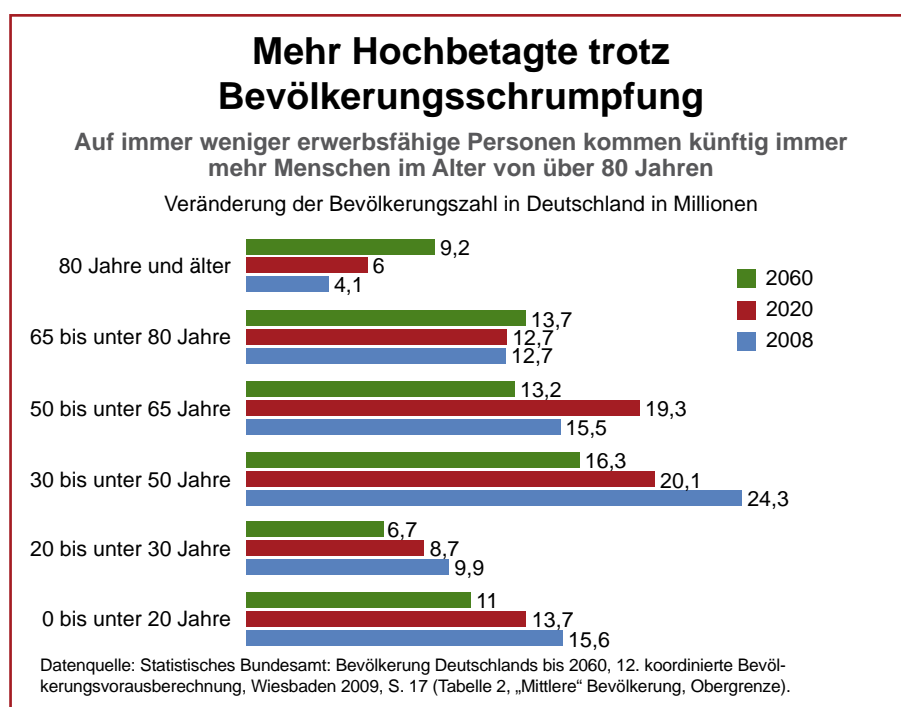
*Noch im Juni ein Gesetz ohne öffentliche Debatte
Wird der assistierte Selbstmord zur Pflicht?*

Zukunftsromane sind Medienromane. Denn es geht um das Bewusstsein, um die Natur des Menschen als ein soziales, mithin auch kommunikatives Wesen. Dieses Bewusstsein und damit auch seine Freiheitsfähigkeit soll manipuliert oder kontrolliert werden, sei es vom allgegenwärtigen Fernsehauge des Großen Bruders in George Orwells „1984“, sei es durch das Verbrennen von Büchern, weil diese eigenständiges Denken fördern, in Ray Bradburys „Fahrenheit 451“. Bei Orwell achtet die „Denkpolizei“ darauf, dass die Menschen nicht „falsch“ denken und bei Bradbury wird die Bücher-Feuerwehr vom Fernsehen betäubt und in einem Zustand des Nicht-Denkens gehalten. Auch der Weltaufsichtsrat und die Gefühlsingenieure in Aldous Huxleys „Schöne neue Welt“ haben mittels elektronischer Medien die Orte der personalen Gefühlskultur besetzt und verhindern das Denken. Vor allem das gebräuchlichste Mittel der Kommunikation, die Sprache, wird entsprechend pervertiert. Die politische Korrektheit verbietet es, von der Abtreibung als Tötung eines Kindes zu sprechen. Die UNO etwa redet lieber von „reproduktiver Gesundheit“, und etliche Politiker sagen immer noch „Schwangerschaftsunterbrechung“.

Hat die Zukunft Orwells, Huxleys oder Bradburys schon begonnen? Ein amerikanischer Journalist hat nachgeprüft und errechnet, dass vier Fünftel der Voraussagen Orwells bereits Wirklichkeit geworden sind. Das Denken ist pervertiert worden. Genau dasselbe geschieht jetzt mit der Euthanasie. Es fällt auf, wie viele Filme in jüngster Zeit sich mit dem Thema des Todes alter und kranker Menschen beschäftigen. Ausgerechnet am Gründonnerstag strahlte das ZDF den Film „Komm, schöner Tod“ aus. In ihm erstreitet eine 85jährige

vor dem Bundesverfassungsgericht das Recht auf aktive Sterbehilfe, das ihr Arzt wiederum mittels eines Instituts zu einem neuen Geschäftsmodell entwickeln will. Auch im Kino wird

ten Gebot die Ehre geben. Dieser hohe Prozentsatz spiegelt das kollektive Bewusstsein wider. Aber es gibt kein Gesetz – noch nicht. Bis zur Sommerpause jedoch soll als Para-



die aktive Sterbehilfe seit Jahren immer häufiger thematisiert. Das mag mit der Alterung der Gesellschaft zu tun haben, mit der damit einhergehenden Zunahme von Demenzerkrankungen, mit dem Pflegenotstand, mit der Ökonomisierung des Denkens, das „die heroische Gesinnung im Menschen erstickt“, wie selbst Adam Smith, der Vater der Wirtschaftswissenschaft, schon vor 250 Jahren bemerkte.

Wir leben bereits in der Zukunft. Und die meisten ahnen es nicht. 93 Prozent der Deutschen glauben, dass Beihilfe zum Suizid in Deutschland verboten ist. Aber das stimmt nicht. Es spricht zwar für die Deutschen, dass sie das annehmen und so dem im Gewissen eingeschriebenen fünf-

graph 217 im Strafgesetzbuch diese Lücke gefüllt werden. Allerdings in einer Fassung, die dem Missbrauch aktiver Sterbehilfe Tür und Tor öffnet. Der Referentenentwurf lautet: „Wer in der Absicht, die Selbsttötung eines Menschen zu fördern, diesem hierzu gewerbsmäßig die Gelegenheit gewährt, verschafft oder vermittelt, wird mit Freiheitsstrafe bis zu drei Jahren oder mit Geldstrafe bestraft.“ Das Schlüsselwort heißt „gewerbsmäßig“. In der Erklärung des Entwurfs wird das Gewerbsmäßige definiert als die wiederholte Beihilfe, durch die der Täter eine „fortlaufende Einnahmequelle von einiger Dauer und einigem Umfang“ unterhalte. Die einmalige Beihilfe fällt also nicht darunter, etwa wenn Angehörige die-

se Hilfe leisten und selbst Ärzte dies hier und da unentgeltlich tun.

Das ist ein Gummiparagraf wie die Beratungspflicht bei der Abtreibung oder auch wie die soziale Indikation bei der früheren Regelung des Paragraph 218. Mit anderen Worten: Die linguistische Verschleierung der Euthanasie soll noch vor dem Sommer in Deutschland Gesetz werden.

Die Debatte um einen Suizid-Paragraphen läuft seit einigen Jahren ziemlich geräuschlos. Die FDP-Justizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger ist an einer lauten und redlichen Debatte offenbar nicht interessiert. Sie weiß natürlich, dass man mit ihrem Entwurf Vereinen wie

„Sterbehilfe Deutschland e.V.“ das Handwerk nicht legen kann. Und längst wäre das Gesetz im Bundestag verabschiedet worden, wenn Bayern und Niedersachsen sich nicht dagegen wehrten. Die Justizminister der beiden christlich-demokratisch geführten Länder wollen die Einschränkung „gewerblich“ streichen. Sie sind für ein generelles Verbot jeder Art von aktiver Beihilfe zur Selbsttötung. Es gibt sogar einen Gegenentwurf, den die Christdemokraten für das Leben befürworten und der sich an die Regelung in Österreich anlehnt. Dort ist jede Form der Beihilfe zum Suizid verboten und steht unter Strafe.

Aber es ist nur eine Frage der Zeit, bis der Widerstand gegen das Gesetz gebrochen ist. Das Vorhaben steht im Koalitionsvertrag, und es ist durchaus denkbar, dass hinter den Kulissen ein Kuhhandel vorbereitet wird dergestalt, dass die FDP dem Betreuungsgeld zustimmt, wenn die CDU/CSU dem Gesetz zur aktiven Sterbehilfe die Zustimmung nicht mehr verweigert. Das umso mehr, als auch in der SPD und bei den Grünen mehrheitlich der Entwurf von Leutheusser-Schnarrenberger befürwortet wird. Da auch in den großen Medien kein nennenswerter Widerstand zu spüren ist, sondern im Gegenteil das große Schweigen zu dieser Frage herrscht, ist in der Tat mit dem Gesetz noch vor dem Sommer zu rechnen. So könnte ein Gesetz über Leben und Tod ohne öffentliche Debatte in Deutschland die notwendigen parlamentarischen Instanzen passieren. Dabei gäbe es ein ganze Menge dazu zu sagen.

Da ist zum einen die Geschichte. Und zwar zunächst die Geschichte Europas oder des Abendlandes, das dank des Christentums die Personalität des Menschen, mithin seine Würde entdeckt und zum Fundament der Kultur über Europa hinaus gemacht hat. Die Ideologien des 20. Jahrhunderts haben diese Kultur verletzt. Eigentlich ist es unvorstellbar, dass in einem Land, in dem die Nazi-Diktatur die Unterscheidung zwischen lebenswert und lebensunwert getroffen und damit die Würde des Menschen ideologischen Forderungen unterworfen hat, genau das erneut passiert. So als ob man die Würde jedes Lebens wieder vergessen könnte, als ob diese Würde von Umständen abhinge und nicht prinzipiell existierte, als ob der Mensch nicht Person wäre und seine Würde deshalb unantastbar ist. Die Personalität ist existentieller Natur. Sie hängt, wie Romano Guardini schrieb, grundsätzlich „weder am Alter, noch am körperlich-seelischen Zustand, noch an der Begabung, sondern an der geistigen Seele, die in jedem Menschen ist“. Und er fuhr vor mehr als sechzig Jahren geradezu prophetisch fort: „Die Personalität kann unbewusst sein, wie beim Schlafenden; trotzdem ist sie da und muss geachtet werden. Sie kann unentfaltet sein wie beim Kinde; trotzdem beansprucht sie bereits den sittlichen Schutz. Es ist sogar möglich, dass sie überhaupt nicht in

No. 101 | 1. Quartal 2012 | ISSN 0945-4586 | Einzelpreis 4,- € | B 42890

ALFA **LEBENSFORUM**
Zeitschrift der Aktion Lebensrecht für Alle e.V. (ALFA)

Ausland
Genderzid in britischen Kliniken

Debatte
Hirntot = wirklich tot?

Gesellschaft
Über die Tücken der Abtreibungsstatistik

R.I.P. Ihr mobiler Sterbebegleitservice

Suizidhilfe
Tod auf Bestellung

In Kooperation mit Ärzten für das Leben e.V. und Treffen Christlicher Lebensrecht-Gruppen e.V. (TCLG)

Tod auf Bestellung, in den Niederlanden schon tägliche Praxis: Vor allem die Alfa und die Christdemokraten für das Leben machen in Deutschland auf die Folgen der um sich greifenden Kultur des Todes aufmerksam.

den Akt tritt, weil die physisch-psychischen Voraussetzungen dafür fehlen, wie beim Geisteskranken oder Idioten; dadurch unterscheidet sich aber der gesittete Mensch vom Barbaren, dass er sie auch in dieser Verhüllung achtet“.

Da sind ferner die Erkenntnisse der Medizin. Der wohl bekannteste Suizidforscher in Deutschland, der



Die Probleme sind nicht neu. Schon der Löwe von Münster, Clemens August Graf von Galen (hier seine Totenmaske), prangerte in dunkler Zeit Euthanasie-Gesetze an. Auch heute muss die Kirche dagegen predigen.

an der Universität Würzburg lehrende Professor Armin Schmidtke, der auch das Nationale Suizidpräventionsprogramm leitet, schätzt die Zahl der Suizidalen, die wegen Depressionen in akuter therapeutischer Behandlung sind, auf rund 25 Prozent. Und die Zahl der Suizidalen, die vermutlich depressiv erkrankt sind, dürfte nach seinen Statistiken zwischen 70 bis 90 Prozent liegen. Bei solchen Zahlen ist es geradezu fahrlässig, Beihilfe zur Selbsttötung nicht generell zu verbieten.

Und da ist außerdem die demographische Entwicklung, die von manchen Ökonomen und Politikern nur „als Chance“ wahrgenommen und verkündet wird, statt auch die Risiken zu benennen. So ist der Zusammenhang zwischen Alterung und suizidalem Verhalten seit langem bekannt. Das Alter wird im Allgemeinen zu den Risikofaktoren gezählt. Häufige Motive sind, so Schmidtke, „der Verlust des Partners, des sozialen Netzwerkes und der Freiheitsgrade des Handelns“. Aufgrund der demographischen Entwicklung habe sich in den letzten Jahrzehnten die „Alterszusammensetzung der Suizidenten stark verändert. Vor allem

der Anteil älterer Frauen an allen Suiziden ist den vergangenen Jahren im Verhältnis zu deren Bevölkerungsanteil deutlich gestiegen. Jeder zweite Suizid einer Frau in Deutschland ist der einer Frau über 60 Jahren. Hauptsuizidmethode bei älteren Menschen ist das Erhängen. Neben psychiatrischen Erkrankungen, vor allem Depressionen, unterscheiden sich die Motive für suizidale Handlungen zwischen alten und jungen Menschen.“

Und da ist schließlich der Fortschritt bei der Palliativmedizin und die wachsende Bereitschaft von jungen Rentnern und Pensionären, sich in diesem Bereich zu engagieren. Die Deutsche Gesellschaft für Palliativmedizin, der Deutsche Hospiz- und Palliativverband und die Bundesärztekammer (BAEK) fordern deshalb auch mehr Palliativstationen und Hospize für die Versorgung sterbenskranker Menschen. In den vergangenen Jahren habe es „in diesem Bereich zwar große Fortschritte gegeben, doch noch immer werden viele der schwerstkranken und sterbenden Menschen von den Angeboten nicht erreicht“ schreibt Bundesärztekammer-Präsident Frank Ulrich Montgomery Anfang Mai. Die Palliativmedizin könne dazu beitragen, das Vertrauen der Menschen in eine fürsorgliche Medizin am Lebensende zu stärken.

Unter Federführung der Deutschen Gesellschaft für Palliativmedizin, des Deutschen Hospiz- und Palliativverbandes und der Bundesärztekammer haben mehr als 50 Verbände, Ministerien sowie die beiden großen Kirchen eine Charta erarbeitet und genehmigt. Sie thematisiert die Rechte, Bedürfnisse und Wünsche von Schwerstkranken und Sterbenden. In fünf Leitsätzen plädierten die Verbände und Organisationen für eine Verbesserung der juristischen, medizinischen und ethischen Rahmenbedingungen. Versorgungsstrukturen müssten stärker miteinander vernetzt, Aus-, Weiter- und Fortbildung ausgebaut und Forschungsvorhaben gefördert werden.

Von all dem ist bei der Diskussion um einen neuen Paragraph 217 nichts zu sehen oder zu hören. Dagegen wird die Bevölkerung mit Filmen konfrontiert, die die Problematik in eine bestimmte Richtung lenken. Der Sozialwissenschaftler Manfred Spie-

ker hat schon früh darauf hingewiesen, wo diese Debatte endet. Anhand der Untersuchungen über die Euthanasiepraxis in den Niederlanden schrieb er schon vor Jahren: „Die Legalisierung der aktiven Sterbehilfe muss unvermeidlich dazu führen, dass aus dem Recht zum assistierten Selbstmord eine Pflicht wird.“ Diese Richtung nimmt der Gesetzentwurf. Mit Filmen wird emotionaler Druck erzeugt, Fernsehen und Kino sind die großen Gefühlsmaschinen unserer Zeit. Die Methode ist bekannt. Aus emotional aufwühlenden Einzelfällen werden allgemeine Rechtssätze konstruiert, die dann zu Pflichten werden. Bei der Abtreibung war es so, die Strafbarkeit ist bereits abgeschafft, man ist jetzt in der Phase, wo das Recht auf Abtreibung diskutiert wird. Robert Spaemann hat schon darauf hingewiesen: Das Böse beginne oft mit Gefühlsduselei. Diese zerstöre dann moralische Überzeugungen und sei der Feind der Vernunft. Die Vernunft aber ist die „Künderin der Würde des Menschen“.

„Wehe den Menschen, wenn das heilige Gottesgebot: ‚Du sollst nicht töten‘ geduldet und ungestraft ausgeübt wird!“

Die zehn Gebote sind – eben vernünftig. Die Kirche als „Treuhanderin der Wahrheit“ (Benedikt XVI.) verkündet diese Gebote und tritt im Namen Gottes für sie ein. Das gilt heute ganz besonders für das fünfte Gebot. Das war schon so vor siebzig Jahren. Damals predigte der Löwe von Münster, Clemens August Graf von Galen, gegen die Euthanasie-Gesetze der Nazis: „Wehe den Menschen, wehe unserem deutschen Volk, wenn das heilige Gottesgebot: ‚Du sollst nicht töten‘ nicht nur übertreten wird, sondern wenn diese Übertretung sogar geduldet und ungestraft ausgeübt wird!“ Es ist höchste Zeit, dass die Kirchen heute gegen die verkappten Euthanasie-Gesetze aus Berlin aufbegehren. Diese Gesetze führen in die Irre, sie gaukeln vor, es gebe ein Leben ohne Leid. Sie führen in die Barbarei. Die Botschaft der Kirche aber überwindet Leid und Tod. Schon deshalb steht die Kirche in der Pflicht, die Wahrheit zu verkünden. □

Die Piraten – ein Spiegelbild der Gesellschaft?

Es gibt eine neue Partei in Deutschland mit einem raketenhaften Aufstieg: „Die Piraten“. In Berlin haben sie bei den letzten Wahlen 9,0% der Stimmen erreicht, im Saarland 7,4%. In letzten Umfragen stehen sie bei 13%. In den Medien werden sie als drittstärkste Partei in Deutschland gehandelt.

Leitartikler und Kommentatoren geben für diesen „unaufhaltsamen“ Aufstieg ein Bündel von Erklärungen, die das Erfolgsgeheimnis der „Piraten“ lüften sollen. Genannt werden Politikverdrossenheit und Frust gegenüber den etablierten Parteien, fehlende Transparenz des Politikgeschehens, die digitale Revolution, derer sich die Piraten besonders geschickt bedienen, und ein „attraktives Lebensgefühl“, das die neue Partei vermitteln soll. Versuchen wir ein wenig hinter das Geheimnis zu leuchten.

Politikverdrossenheit ist ein Faktum. Die Beteiligung bei Landtags- und Bundestagswahlen bestätigt dies. Nun wird mit Frust und Protest allein noch keine neue und bessere Politik erreicht, sondern nur mit mehr Bürgerengagement. Daran fehlt es. Auch das gehört zu den nicht gern gehörten Wahrheiten. Die Piraten würden Lust auf Politik machen, heißt es. Die Wahlbeteiligung in Berlin oder im Saarland (61,6%) war trotz der „Piraten“ ernüchternd niedrig.

Die „Piraten“ sehen sich mit dem Vorwurf konfrontiert, sie hätten für wichtige Politikfelder (Wirtschaft, Außenpolitik, etc.) kein Programm. Ein Leitartikler meint dazu „ob diese Kritik die Wähler beeindruckt, ist fraglich. Wer legt noch großen Wert auf Grundsatzprogramme, die oft überholt oder beliebig wirken?“ Im Grundsatzprogramm einer Partei sind die langfristigen Ziele niedergelegt. Insofern ist das Parteiprogramm durchaus informativ. Bekanntlich hat man den Deutschen nach der Nazizeit vorgeworfen, sie hätten wissen können, was Hitler wollte, wenn sie nur das Parteiprogramm gelesen hätten. Die „Piraten“ werben mit Transparenz. Wie transparent ist aber eine Partei, die in ihren Aussagen wichtige Politikfelder ausklammert?

Auf dem Prüfstand

Die „Piraten“ nutzen die digitale Revolution und die „Beschleunigung der gesellschaftlichen Vorgänge“, so wird in einem Kommentar angemerkt. Aber sind nicht gerade in der Flut der Beschleunigung feste Markierungen besonders wichtig, z.B. die Familie als Hort der Ruhe, der Sonntag als „Tag der Besinnung und der seelischen Erholung“? Mit beiden können die „Piraten“ wenig anfangen. Ihr fehlender Respekt vor der christlichen Prägung unseres Landes zeigt sich beispielsweise in der Forderung nach Aufhebung des Tanzverbotes am Karfreitag oder der Forderung nach Trennung von Kirche und Staat. Da dies ohnehin der Fall ist, kann das nur heißen, dass auch die Kooperation von Kirche und Staat, selbst dort, wo sie vernünftigerweise geschieht, aufgekündigt werden soll. Im Übrigen könnte man hier auf die Gemeinwohldienste der Christen für die Gesellschaft hinweisen. So stehen beispielsweise die

Bundesbürger, die Gottesdienste häufiger besuchen oder die „Gott in ihrem Leben“ mehr Wichtigkeit zusprechen, einem sozialen Engagement deutlich positiver gegenüber als jene, bei denen dies weniger der Fall ist. Auch „aktive Teilnahme am politischen Leben, politisch aktiv sein“ wurde von 14% der religiösen jungen Deutschen (14-29 Jahre) als für sie persönlich „wichtig im Leben“ betrachtet, bei nichtreligiösen jedoch von nur 5%. In der Bereitschaft, Verantwortung für andere zu übernehmen, lagen die religiösen jungen Menschen mit 47% zu 28% vorn (Andreas Püttmann, „Gesellschaft ohne Gott“, S, 175).

Unsere Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung beruht auf dem sozial verpflichtenden Eigentum. Die „Piraten“ sehen das Eigentumsrecht in einer Informationsgesellschaft für teilweise überholt an und fordern „nicht nur die Legalisierung sondern sogar eine staatliche Förderung des Schwarzkopierens von Filmen, Musik, Software und Büchern im Netz“.

Die „Piraten“ tragen ihren Namen zu Recht. „Piraten“ sind Seeräuber, also Leute, die mit Gewalt fremdes Eigentum an sich reißen. Von daher ist es verwunderlich, wenn ein beträchtlicher Prozentsatz der Bevölkerung die „Piraten“ cool, sympathisch und toll findet. Wenn das Verhalten der „Piraten“ tatsächlich für viele ein „attraktives Lebensgefühl vermittelt“, dann spiegelt sich darin ein problematisches Spiegelbild unserer Gesellschaft wieder. *Hubert Gindert*

Liebe Leser,
Wir bitten um
Spenden für
den

DER
FELS

Katholisches Wort in die Zeit

www.der-fels.de

K-TV



Christlicher Fernsehsender
für Kirche und Kultur

K-TV Deutschland - Information:
Kapellenweg 7a,
D-88145 Opfenbach,
Tel.: 08385/924 98 90
E-Mail: ktv.wigi@googlemail.com
www.K-TV.at

radio horeb



Leben mit Gott

radio horeb - HÖRERSERVICE
Postfach 1165
D- 87501 Immenstadt
Tel + Fax: 08323 9675-110
E-Mail: info@horeb.org
Home: www.horeb.org

Das ist nicht Auftrag der Kirche?

Papst Benedikt XVI. hat auf seiner Pastoralreise in Deutschland in Freiburg geäußert: „Das missionarische Zeugnis der entweltlichten Kirche tritt klarer zutage“, wenn sie sich „von materiellen und politischen Lasten“ befreit.

Der Dialogprozess 2012 will das Thema „Entweltlichung“ unter dem Stichwort „Diakonia“ aufgreifen. Der Papst sagt in seiner o.a. Rede: „Eine vom Weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozial-caritativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie ihren Helfern die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens vermitteln“. In den Überlegungen des Dialogprozesses zum Thema „Diakonia“ geht es, salopp formuliert, darum, ob in kirchlichen Einrichtungen, „dort wo katholisch draufsteht, auch katholisch drin ist“. Ist das nicht der Fall, so wäre Entweltlichung angesagt, damit die ursprüngliche Intention und der Geist der Gründer wieder freigelegt werden.

Die katholische Kirche unterhält Schulen, nicht nur um Kinder und Jugendliche im üblichen Fächerkanon gut auszubilden. Der gute Ruf kirchlicher Schulen und der Zustrom zu solchen Einrichtungen hält auch deswegen an, weil dort Kinder im katholischen Geist erzogen und geprägt werden. Hier liegt auch die eigentliche Aufgabe von Schulen in kirchlicher Trägerschaft. Der Religionsunterricht allein kann diese Prägung nicht sicherstellen.

Die Neue Osnabrücker Zeitung (NOZ) vom 12. April 2012 (S. 17) berichtet von der Umwandlung der Johannisschule als katholische Bekenntnisgrundschule in eine neue interreligiöse Grundschule. „Juden, Christen und Muslime machen gemeinsam Schule, so lautet kurzgefasst das religionspädagogische Konzept der neuen Grundschule in Trägerschaft des Bistums Osnabrück. Sein Kerngedanke, Kinder der drei großen Weltreligionen sollen ihren Glauben als ‚gleichwertig, aber nicht gleichartig‘ erfahren, indem sie mehr über den Anderen erfahren, gleichzeitig ihre ‚Dialogkompetenz in Glaubensdingen stärken‘“. Und wo erfahren die Kin-

der das? Im Logo der Schule, das ein Kreuz, die jüdische Menora und den islamischen Halbmond in sich vereinigt, im Lehrerkollegium der neuen „Drei-Religionen-Grundschule“. Erklärtes Ziel des neuen Schultyps in kirchlicher Trägerschaft ist, Kinder und Jugendliche in einer „bunter werdenden Gesellschaft auch in Glaubensdingen dialogfähig zu machen“.

Ist es Aufgabe der Kirche, eine „Drei-Religionen-Schule“ zu unterhalten? Eine katholische Prägung und Atmosphäre ist an einer solchen Schule nicht möglich und auch nicht erwünscht. Missionarisch kann diese Schule auch nicht sein, das würde das Schulklima belasten. Ob die Kinder und Jugendlichen in „Glaubensdingen“ dialogfähiger in der „Drei-Religionen-Schule“ werden, darf bezweifelt werden. Wenn der Staat in einer säkularen Gesellschaft einen solchen Schultyp schaffen würde, könnte man dafür noch Verständnis aufbringen, obwohl eine solche Schule gegen das Neutralitätsprinzip verstoßen würde. Eine Kirche, die ihren eigentlichen Auftrag aufgibt, verliert ihr Ziel und ihre Daseinsberechtigung.

Hubert Gindert



Forum Deutscher Katholiken

Erklärung

zum Tag der „Diakonin“ von ZdK und katholischen Frauenverbänden

Das Forum Deutscher Katholiken (FDK) empfiehlt allen Gläubigen, den 29. April, den Gedenktag der heiligen Katharina von Siena, als Tag der Verbundenheit mit dem Papst zu begehen.

Die heilige Katharina ist als Dominikaner-Tertiarin ein einmaliges Vorbild für die Laien, für Frauen und Männer.

Kaum jemand in der Kirchengeschichte ist eifriger für den Gehorsam gegenüber der Kirche und vor allem gegenüber dem Papst eingetreten als sie. Kaum jemand wusste zwischen dem Wesen der Kirche und dem oft allzu menschlichen Verhal-

ten vieler ihrer Diener zu unterscheiden wie sie. Sie verlangte unbedingten Gehorsam, wenn es sich um den rechten Glauben und den Gehorsam gegenüber dem Papst handelte. Ihre Rechtgläubigkeit gründete sich ganz auf ihrem Leben in Gebet und Buße. Daher nahm sie die Kraft und die Autorität, als Laiin so gewaltig in Kirche und Welt hineinzuwirken.

Mutig kritisierte sie die kirchlichen Behörden und erhob brennende Anklage gegen ungetreue Diener der Kirche. So wurde sie als dominikanische Laiin heilig, Patronin Italiens und Europas und Lehrerin der Kirche. Ihr Beispiel für die Laien auch heute ist unübertroffen.

Das Forum Deutscher Katholiken weist entschieden den Versuch von Gruppen und Gremien in der Kirche zurück, die heilige Katharina von Siena zu Aktionen gegen definitive Entscheidungen der Päpste zu missbrauchen und ihr Lebenswerk zu entstellen. Wir bitten alle Gläubigen dem Beispiel des von ihr leidenschaftlich begründeten Gehorsams dem Stellvertreter Christi auf Erden gegenüber zu folgen und den 29. April als Tag der Verbundenheit mit dem Papst zu feiern.

Prof. Dr. Hubert Gindert
Vorsitzender des
Forums Deutscher Katholiken

Lemberg: Alle Messfeiern überfüllt

Die mit Rom verbundene Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche war auf der Pseudo-Synode von Lemberg (Lviv) 1946 von den sowjetischen Machthabern zwangsweise in die Russisch-Orthodoxe Kirche überführt worden, nachdem alle ihre Bischöfe schon 1945 verhaftet worden waren. Bis auf einen starben alle diese Bischöfe in sowjetischen Lagern, und wie sie auch viele ihrer Priester und Laien. Doch die Kirche lebte im Untergrund weiter (siehe dazu „Glaubenszeugnis in der Ukraine“, in „Der Fels“ 8/1984, S. 257. ff). Nach dem Ende der Sowjetunion konnte die Ukrainische Griechisch-Katholische Kirche wieder an die Öffentlichkeit. – In einem Interview für Stephan Baier berichtete nun Andryy Sadovyy, Bürgermeister von Lemberg, über ihr heutiges Leben („Wir sind stolz auf unsere Kirchen!“, in „Die Tagespost“, 5.5.2012, S.1).

Wir erfreuen uns heute eines Aufschwungs unseres geistlichen Lebens. Wenn Sie sonntags eine griechisch-katholische Kirche besuchen, gibt es immer drei bis vier Messen, und alle sind überfüllt. Die Zahl der Menschen, die zum Gottesdienst kommen, überschreitet die Kapazität der Kirchen. In Lemberg gibt es mehr als hundert Kirchen. Hier haben wir die Ukrainische katholische Universität, die einzige katholische Universität im postsowjetischen Raum. Wir haben leider eine künstliche Spaltung unter den orthodoxen Nominationen. Ich glaube, dass die Ukraine irgendwann eine Kirche haben wird. Dieser Prozess ist im Gange. Wir als Politiker versuchen, nicht zu stören. Der Staat versteht nicht ganz das geistliche Potenzial. Da ist nämlich eine große Gnade Gottes. Als 1946 die Griechisch-katholische Kirche aufgelöst und verfolgt wurde, hat das ganze totalitäre System geglaubt, dass diese Kirche nicht mehr existiert. Und dann ist sie in den 90er Jahren wiederauferstanden wie Christus! Sie hat sich seitdem mit neuer Stärke entwickeln können. Das ist ein einzigartiges Beispiel in der Weltgeschichte. Vielleicht haben Sie den Eindruck, dass wir uns zu langsam entwickeln. Aber wenn wir auf diese Vergewaltigung schauen, die unser Volk im 20. Jahrhundert durchmachen musste, entwickeln wir uns recht dynamisch. Wir sind stolz auf unsere Kirchen und Kirchenführer

Verfolgung fängt mit Diskriminierung an

Mehr offensive Informationsarbeit zum Thema Christenverfolgung forderte der Nürnberger Europa-Abgeordnete Mar-

Zeit im Spektrum

tin Kastler (CSU) in einem Interview mit dem PUR-Magazin („Verfolgung fängt mit Diskriminierung an“, Nr.5/2012, S.12 ff: Hauptstr.22, D-88353 Kisslegg; www.pur-magazin.de). Auf die Frage „Befürchten Sie eine Verfolgung in christlichen Abendland?“ antwortete Kastler:

Der Begriff der „Verfolgung“ scheint mir mit Blick auf Europa nicht angemessen, zumindest noch nicht. Ich denke beim Wort „Christenverfolgung“ an die Christen früher im Römischen Reich, im Nationalsozialismus und im Kommunismus oder auch an die Christen in Nigeria und Nordkorea. Für die Beschreibung der antichristlichen Phänomene, die ich hier bei uns zuhause vor der Haustüre feststelle, sind Begriffe wie Intoleranz, Diskriminierung oder auch antireligiöse Gewalt treffender. Für mich gilt: Wehret den Anfängen. Verfolgung fängt mit Diskriminierung an. (...)

Immer wieder werden Christen in Europa aufgrund ihres Glaubens bedrängt oder müssen zumindest Nachteile in Kauf nehmen. Das passiert etwa, wenn der Druck der „political correctness“ keine wirkliche Gewissensfreiheit mehr zulässt. Christen können etwa in vielen Fällen Berufe wie Standesbeamter, Arzt, Krankenschwester, Hebamme oder Apotheker nicht mehr ausüben (...) Wir werden das Bewusstsein nur wandeln, wenn wir zuerst einmal informieren. (...)

Kanadische Bischöfe: Von der Freiheit Gebrauch machen!

Einen dringenden Aufruf, mutig die Freiheit des Gewissen und der Religion zu verteidigen, hat der ständige Rat der kanadischen Bischofskonferenz in einem Hirtenbrief „an alle Männer und Frauen guten Willens“ gerichtet, „besonders an jene in Berufen, wo diese Rechte gefährdet sein könnten“ („Pastoral Letter on Freedom of Conscience and Religion“, 14.Mai 2012). Die Bischöfe gehen

darin auch ein auf „die mehr subtile Bedrohung der Religionsfreiheit, die sich aus der kulturellen Vorherrschaft eines radikalen Säkularismus erhebt“, in einer Zeit, „die weithin durch einen unterschwellig alle Lebensbereiche durchdringenden Relativismus gekennzeichnet ist. Manchmal wird dieser Relativismus kämpferisch, wenn er sich gegen Menschen wendet, die sagen, sie wüssten, wo die Wahrheit und der Sinn des Lebens zu finden ist“ (Benedikt XVI., Ansprache an das Präsidium des ZdK, Freiburg, 24.9.2011). Dazu die kanadischen Bischöfe:

(...) 11. Wir rufen alle Kanadier, insbesondere die katholischen Gläubigen, auf, den Angriffen auf Gewissens- und Religionsfreiheit mutig zu begegnen durch neuerlichen Entschluss, sich auf allen Feldern des öffentlichen Lebens aktiv zu beteiligen und ihre Ansichten dort bekannt zu machen, wo Rechtsordnung und öffentliche Meinung gebildet werden. So können sie die Wahrheit bezeugen und das Gemeinwohl fördern, indem sie in unsere kulturellen, sozialen, politischen und wirtschaftlichen Institutionen eine religiöse Perspektive einbringen. Kanada „braucht christliche Laien, die fähig sind, Führungsrollen in der Gesellschaft zu übernehmen. Es ist dringend notwendig, Männer und Frauen heranzubilden die im Einklang mit ihrer Berufung Einfluss auf das öffentliche Leben nehmen und es zum Gemeinwohl leiten können“ (Joh. Paul II., Ecclesia in Amerika, Nr.44).

Das Recht der Bürger, als Gläubige voll teilzunehmen [an der Gestaltung des öffentlichen Lebens], muss ständig aufrechterhalten werden. Wir empfehlen unseren Mitbürgern folgende vier Aktivitäten:

- eintreten für die berechnete Rolle der Religion in der Öffentlichkeit
- eine gesunde Beziehung zwischen Kirche und Staat aufrecht erhalten
- das Gewissen gemäß der Wahrheit bilden
- das Recht auf Verweigerung aus Gewissensgründen schützen.

Nach ausführlicher Erläuterung dieser vier Empfehlungen kommen die Bischöfe zu dem Schluss:

Gläubige sollten zuversichtlich sein, mit Gottes Gnade einen unersetzlichen Beitrag zum Gemeinwohl leisten zu können. Wir stützen auch ihr Recht auf Verweigerung aus Gewissensgründen als einen fundamentalen Ausdruck der Gewissens- und Religionsfreiheit.

Wir bieten allen, die wegen ihrer moralischen oder religiösen Überzeugung Opfer von Gewalt, Verfolgung, Intoleranz oder Diskriminierung sind, die Unterstüt-

zung durch die kirchliche Lehre, die Solidarität unserer öffentlichen Interventionen und die Zusicherung unseres brüderlichen Gebetes an, zum Schutz der Gewissens- und Religionsfreiheit für alle.

Zur Gewissenserforschung

Einen „Beichtspiegel“ für Priester, der in vielen Punkten aber auch für alle Christen geeignet ist, hat die römische Kleruskongregation herausgegeben; kathnet brachte ihn am 10. Mai 2012 in deutscher Sprache. Jeweils ausgehend von einem Wort des Herrn, leitet er in 20 Punkten zu Gewissenbildung und Gewissenserforschung an. Hier einige Auszüge:

1 „Und ich heilige mich für sie, damit auch sie in der Wahrheit geheiligt sind“ (Joh 17,19)

Habe ich als Priester ernsthaft den Vorsatz, heiligmäÙig zu leben? Bin ich davon überzeugt, dass die Fruchtbarkeit meines priesterlichen Dienstes von Gott kommt und dass ich mich, mit der Gnade des Heiligen Geistes, mit Christus identifizieren und mein Leben für das Heil der Welt hingeben muss? (...)

3. „Der Eifer für dein Haus verzehrt mich“ (Joh 2,17)

Feiere ich die hl. Messe nach den festgesetzten Riten und Normen, mit echter Motivation, nach den approbierten liturgischen Büchern? (...) Trage ich in Würde die von der Kirche vorgeschriebenen liturgischen Gewänder, in dem Bewusstsein, dass ich in Persona Christi Capitis, in der Person Christi des Hauptes der Kirche, handle? (...)

14. „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6)

Kenne ich von Grund auf die Lehren der Kirche? Eigne ich sie mir an und gebe ich sie wahrheitsgetreu weiter? Bin ich mir der Tatsache bewusst, dass es einen schweren Missbrauch darstellt, der den Seelen Schaden zufügt, wenn ich etwas lehre, was nicht mit dem feierlichen oder ordentlichen und allgemeinen Lehramt der Kirche übereinstimmt? (...)

Zur „Freudlosigkeit des heutigen Kirchenbetriebes“

In „Kirche heute“ antwortete Weihbischof Andreas Laun (Salzburg) Punkt für Punkt auf den „Protest für eine glaubwürdige Kirche“ der österreichischen „Pfarrerinitiative“ um Msgr. Helmut Schüller, die mit einem Aufruf zum Ungehorsam an die Öffentlichkeit getreten war („Protest gegen wen oder was?“, in „Kirche heute“ 5/2012, S.6 ff; PF 1406, D-84498 Altötting). – Die „Pfarrerinitiative“ hatte u.a. verlautbart, sie wolle

„eine Kirchenreform für die Menschen, deren Seelsorger wir sein wollen, und für unsere Kirche. Die Freudlosigkeit des heutigen Kirchenbetriebes ist kein gutes Zeugnis für die »frohe Botschaft«, die uns bewegt. Denn wir wollen »nicht über den Glauben herrschen, sondern der Freude dienen« (2Kor 1,24)“. – Hier die Antwort des Weihbischofs darauf:

Die Protestierer wollen Seelsorger für die Menschen sein? Das ist gut so, aber das ist nicht ihr Markenzeichen, denn das wollen alle Priester, die ihr Amt ernst nehmen. Die Antwort kehrt zum Anfang zurück: Es ist die „Kirche Jesu“ [nicht „unsere“ Kirche], und die Priester können nur wirklich „Seelsorger“ sein, wenn sie nach den Vorgaben Jesu, treu seiner Botschaft, treu den von Ihm gesetzten Strukturen, mit den biblischen „Mitteln“ der Seelsorge dienen! Biblisch gesprochen: Die „Türe“ zur wahren Seelsorge geht immer nur über den Hirten und seine Vorgaben auf (Joh 10,7)! Auch ich kenne „Freudlosigkeit“ in der Kirche und auch in mir die Versuchung zu ihr! Aber eigentlich begegne ich der Freudlosigkeit immer nur dort, wo Menschen „kleingläubig“ sind, an der Kirche zweifeln, im Konflikt mit den Geboten Gottes leben und aufgehört haben, dankbar zu sein, Glieder dieser Kirche sein zu dürfen. Oft scheinen sie ihre „selbstgemachte“ Unzufriedenheit auf Papst und Kirche „auszulagern“, indem sie Gott und den „Anderen“ die Schuld zuweisen. Freude, viel Freude hingegen erlebe ich dort, wo Christen die Kirche lieben, Gott für Seine Kirche danken, ihr mit Hingabe dienen, sich mit ihren bösen Neigungen und Sünden nicht abfinden, sondern ständig bemüht sind, umzukehren, aus der Eucharistie zu leben und auf das Lehramt zu hören – dort sehe ich Freude, große Freude und viel Freude!

Im Geist und in der Wahrheit

Im neuen Heft des „Forum katholische Theologie“ findet sich eine Abhandlung unter dem Titel „Kleine Theologie der Anbetung“, verfasst von Prof. DDr. Thomas Marschler, vom Lehrstuhl für Dogmatik an der Universität Augsburg (Forum Katholische Theologie, Heft 1/2012; Verlag Schneider Druck GmbH, Postfach 1324, D-91535 Rothenburg/Tbr.).

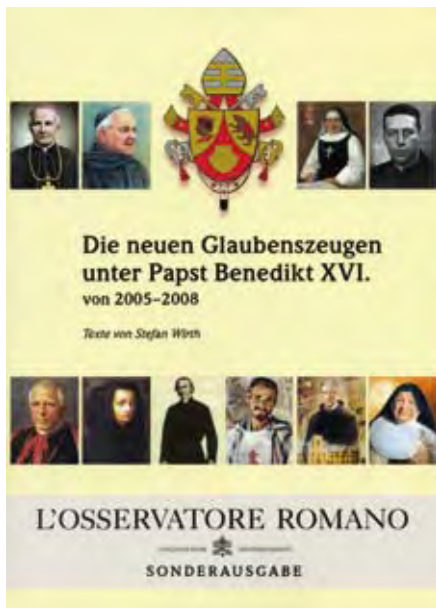
Anbetung: etwas, das gerade auch dann auch bedacht werden muss, wenn es – wie in der Kirche heute angesichts der Folgen der „anthropologischen Wende“ – darum geht, „Gott wieder an die erste Stelle“ zu setzen. – Die vorliegende „Kleine Theologie der Anbetung“ entfaltet das Thema nach einer „Hinführung“ in vier „Grunddimensionen“, deren Inhalt die folgende Wiedergabe ihrer Gliederung anzeigt:

- Das Wesen der Anbetung: Die Größe und Heiligkeit Gottes erkennen und anerkennen.
- Die spezifische christliche Dimension der Anbetung: Hingabe an den Vater durch Christus im Heiligen Geist – und Hingabe an Christus, den Erlöser und Herrn.
- Die Berufung zur Anbetung – Kennzeichen des königlichen und priesterlichen Gottesvolkes im Neuen Bund.
- Die sichtbare Entfaltung der Anbetung: Von der inneren Haltung zum leiblichen Ausdruck.

Aus der Abhandlung selbst im Folgenden Stellen zum Verhältnis Gottesliebe – Nächstenliebe und zum Charakter der Eucharistiefeier als Anbetung.

(...) Je mehr sich ein Mensch anbetend der göttlichen Wahrheit hingibt, desto intensiver wird er derselben Wahrheit auch in allen anderen Bereichen seines sittlichen Lebens die Ehre zu geben versuchen. Jeder Tugendakt, der irgendwie die Unterwerfung unter Gott zum Ausdruck bringt, so lehrt Suarez, kann ein innerer Akt der Anbetung werden, Denn der Mensch soll nach dem Wort des Apostels buchstäblich „alles zur Verherrlichung Gottes tun“ (1 Kor 10,31) (...) Es ist aus christlicher Sicht ein falscher Weg, die ausdrückliche Liebesbezeugung gegenüber Gott für unnötig zu erklären, wenn man ihn nur in den Menschen liebt, die der Hilfe bedürfen. Denn der ausdrückliche Vollzug der Anbetung, vor allem in seiner liturgischen Gestalt, ist notwendig, damit der Mensch die Grundhaltung der Hingabe an Gott, des Sich-Verschenkens an ihn lernen und einüben kann. Aus dem Kult heraus soll sie dann dem Vorbild Christi entsprechend in einen Habitus münden, der auch unser Verhältnis zu den Mitmenschen bestimmt. Gerade durch ihren selbstlosen, zweckfreien Vollzug formt die Anbetung in ganzheitlicher Weise die Persönlichkeit des Menschen und befähigt ihn zu wahrhaft christusförmigem Handeln in allen Bereichen des Lebens. (...) (S.12)

Das Zweite Vaticanum hat die latreutische [d.h. Anbetungs-] Prägung und Zielbestimmung der Liturgie auch für unsere Zeit neu in Erinnerung gerufen. Die „heilige Liturgie“, so heißt es in Sacrosanctum Concilium, ist „vor allem Anbetung der Göttlichen Majestät“ (SC 33), und von der Eucharistie wird gesagt, dass sie nicht bloß „in höchstem Maß“ die Heiligung der Menschen ermöglicht, sondern zugleich „die Verherrlichung Gottes“ vollzieht, „auf die alles Tun der Kirche als auf sein Ziel hinstrebt“ (SC 10). (S.17)



Stefan Wirth, „Die neuen Glaubenszeugen unter Papst Benedikt XVI. von 2005-2008“, Schwabenverlag AG, Postfach 4280, 73745 Ostfildern, S. 167, Format 21x14,8 cm, Preis 12,80 Euro

„Es gibt leider keine Vorbilder mehr“ lautet eine voreilige Behauptung. Stimmt sie? Wahr ist, die Menschen brauchen Vorbilder, solche bei denen ein Ja ein Ja und ein Nein ein Nein ist. Das ist richtig. Es gibt sie in allen Nationen und Sprachen. Menschen, die für ihre Überzeugung sogar ihr Leben hingegeben haben: Bischöfe, Priester, Ordensstifter, Ordensleute und Laien. Manche von ihnen wurden Blutzeugen, die „Gott mehr gehorchten als den Menschen“. Stefan Wirth hat die Glaubenszeugen, die unter Papst Benedikt XVI. in der Zeit von 2005 bis 2008 selig bzw. heilig gesprochen wurden, in einer Sonderausgabe des „L'Osservatore Romano“ zusammengestellt. Es sind Kurzportraits von je einer Seite mit Bild. Sehr empfehlenswert!

Hubert Gindert



Glenn Penner: Im Schatten des Kreuzes. Verfolgung und Christusbefolgung – eine biblische Theologie. SCM R. Brockhaus, Witten, Paperback. 13,5 X 20,5 cm, 432 Seiten, Bestell-Nr. 226.385. Euro 16,95 (D) Euro 17,30 (A) 25,90 sFr. ISBN 978-3-417-26385-5. Deutsche Ausgabe 2011.

Der vermutlich evangelische Autor belegt überzeugend aus dem Alten Testament und auch aus dem Neuen Testament, dass Verfolgung und Leiden um des Glaubens willen wesentlich zum Christsein gehören. Der kanadische Original-Titel lautet „Voice of the Martyrs“. Die Themen Martyrium und Märtyrer sollen nicht auf einige Missionsgesellschaften beschränkt bleiben. Daher ist diese Arbeit sehr verdienstvoll, denn das Thema Martyrium gehört tatsächlich in das Zentrum der Verkündigung. Eine Verkündigung ohne Martyrium ist ein entkerntes Christentum, das in einer „Wohlfühl-Gesellschaft“ ja kaum überrascht. Der Autor sucht außerdem aus der Bibel zu belegen, dass Gott mit den Märtyrern mitleidet. Aber - kann Gott leiden? Wenn Gott als Mit-Leidender eine Daseinsminderung erfährt, kann er dann am Ende die verstörte Welt noch heilen? Schon frühe Konzilien haben die Vorstellung von einem leidenden Gott abgelehnt.

Eduard Werner

Bogdan Piwowarczyk: „Habt Vertrauen und geht auf dem Wasser!“ Christiana Verlag in der fe-Medien Verlags GmbH Kitzlegg 2012. ISBN 978-3-7171-1211-2. Seiten 221, Preis: 9,95 Euro

Der Autor schreibt u.a. „Wir Christen sind Menschen der Zukunft, weil unsere Zeit in die Ewigkeit mündet, weil unser Leben immer vor uns liegt.“ Derart gehaltvolle Sätze finden sich zahlreich in diesem Buch. Schon daher empfiehlt es sich, dieses Buch nicht in einem Zug, sondern eher kapitelweise zu lesen. Dann hat der Leser Zeit, sich an den tröstlichen Betrachtungen des Autors zu erfreuen. Der aus Polen stammende Priester, der in München lebt, zeigt zunächst mit dem Kapitel 14 des Matthäus-Evangeliums, was Vertrauen bedeutet. Dort kann Petrus nur auf dem stürmischen Wasser gehen, solange er das nötige Vertrauen zu Christus hat. Sobald ihn jedoch Zweifel und Angst befallen, beginnt er zu sinken. In vergleichbarer Weise befallen auch uns heute Zweifel und Angst angesichts persönlicher Not und politischer Katastrophen. Nach Piwowarczyk sollen wir weder unreflektiert leiden und unbedacht klagen, sondern das Leben im Lichte der Ewigkeit betrachten. Bezwungenes Leid wird in ewige Freude verwandelt, die nie vergeht. Seine christliche Hoffnung untermauert der Autor mit kurzen Lebensbildern von Märtyrern wie beispielsweise Edith Stein, Pater Maximilian Kolbe und Kaplan Jerzy Popieluszko. Aber auch Christen, die wegen ihres vorbildlichen Handelns zwar in Gefahr gerieten und dennoch gerettet wurden, stellt uns der Autor als hoffnungsvolle Wegweiser vor. Auch wo der Autor der Frage nach dem Ursprung des „Bösen“ nachgeht, überwiegen das Vertrauen und die Gelassenheit. Sehr zu empfehlen.

Eduard Werner

Erläuterung zum Titelbild



Eine Monstranz ist ein Zeigegerät (monstrare „zeigen“), bei dem in einem Fensterbereich (Ostensorium) das „Allerheiligste“, die konsekrierte Hostie, und damit der wahre Leib Christi zur Verehrung und Anbetung gezeigt wird. Dementsprechend kostbar und aufwendig aus Gold, Silber und Edelsteinen wurde auch diese Monstranz vom Augsburger Goldschmied Johannes Zeckl 1708 für die Bürgerkongregation bei der Ingolstädter Kirche „Maria de Victoria“ gestaltet. Ehrentitel „Maria vom Sieg“ erhielt die Gottesmutter von Papst Pius V. (1566 – 1572). Dieser Papst konnte europäische Mächte zur Heiligen Liga zusammenführen, welche 1571 die Seeschlacht von Lepanto gegen die Türken gewann. Und diese Schlacht ist auf der Monstranz dargestellt: Im Gewirr von Schiffen mit Masten und Takelage erkennt man den siegreichen Don Juan d’Austria, Albrecht V. Herzog von Bayern, den Dogen von Venedig und Papst Pius V., aber auch den unterlegenen türkischen Sultan Kara Mustafa und den Oberbefehlshaber Ali Pascha. Neben dem Ostensorium sieht man den Erzengel Michael und die Gottesmutter Maria, mit deren Hilfe der Sieg der Christenheit gelang, auf dass sich im Namen Jesus alle Knie beugen, im Himmel und auf Erden und unter der Erde (Phil. 2, 10).

Leserbrief

Zur Erklärung: „Verfassungstreue auch gegenüber der Kirche!“ (in „Der Fels“, 4/2012, S. 121)

Die Äußerung der Vorsitzenden der Grünen gegen die katholische Kirche kann nicht überraschen. Wer diese sich immer noch „Die Grünen“ nennende Partei in ihrer Entwicklung aufmerksam verfolgt und sich über die Vorgeschichte der meisten ihrer Vertreter unterrichtet hat, weiß auch, dass sie längst mehr rot als grün ist und ihre Agitation weniger auf den Schutz der Umwelt als den Kampf gegen das Christentum ausgerichtet ist.

Aus diesem Grund kann nicht nur ein katholischer, sondern jeder ernsthafte Christ bei einer Wahl seine Stimme dieser Partei nicht mehr geben. Die Erklärung des Forums Deutscher Katholiken im „Fels“ 4/2012 S. 121 war überfällig.

Im Folgenden wird nun erklärt, warum darüber hinaus sogar auch jeder wirkliche Umweltfreund diese Partei nicht mehr wählen sollte. Sie hat nämlich ihre ursprünglichen Ziele längst anderen Interessen untergeordnet. Das haben allerdings viele nicht gemerkt.

Man glaubte, und viele meinen das immer noch, dieser Partei gehe es um das Wohl und die Sicherheit der Bürger im Land. Deshalb setze sie sich für die Schonung der Umwelt und Ende der Stromerzeugung mit Kernenergie ein. Das mag anfangs auch so gewesen sein. Solche Absichten fanden Zustimmung bei den Wählern, und so kam die Partei in Landesparlamente, in den Bundestag und dann schließlich in die Bundesregierung. – Aufmerksame Beobachter konnten dann allerdings eine ernüchternde Beobachtung machen:

In die Zeit, in der die „Grünen“ mit ihrem Vorsitzenden, Außenminister Fischer in Berlin mitregierten, fiel auch die Entscheidung über die Aufnahme von Ländern des zerfallenen Ostblocks in die EG. Eines dieser Länder war die damalige Tschechoslowakei. In ihr, nahe der Grenze zu Deutschland und Österreich, befindet sich das Atomkraftwerk Temelin. In den Medien wurde zu dieser Zeit immer

wieder von Störungen in diesem Kraftwerk berichtet. Es war auch bekannt, dass der Reaktor nach dem System des berüchtigten Atomkraftwerkes Tschernobyl ausgeführt ist, dessen fürchterliche Katastrophe noch in frischer Erinnerung war. Dutzende Störungen im gleichartigen Kraftwerk Temelin waren damals bereits bekannt geworden.

Für die Aufnahme der Tschechoslowakei in die EG war auch die Zustimmung der Bundesrepublik Deutschland notwendig. Wer daran dachte, dass ein Unfall in Temelin von Art und Ausmaß des GAU in Tschernobyl tausende Tote und noch mehr Kranke kosten und auch deutsches Gebiet unbewohnbar machen würde, erwartete sicher, wenn schon nicht die führende SPD, so werde doch selbstverständlich die mitregierende Grünen-Partei als Bedingung für die Zustimmung Deutschlands zur Aufnahme der Tschechoslowakei die Außerbetriebnahme des gefährlich grenznahen Reaktors verlangen. Auch die Bevölkerung Österreichs und insbesondere des südwestlichen Böhmen wäre zweifellos sehr froh darüber gewesen, und man hätte sie damit zu Freunden gemacht.

Damals hat sich aber die ganze deutsche Abordnung einschließlich der Grünen für die bedingungslose schnelle Aufnahme der Tschechoslowakei in die EU eingesetzt. – Kann nun jemand, der das weiß, die Grünen noch wählen? Ich habe vor Wahlen wiederholt am Werbematerial der Grünen nach einer Erklärung des damaligen Verhaltens ihrer Vertreter gefragt. Antwort: man werde die nicht aus dem Stand zu beantwortende Frage an die Führung weitergeben. Dort hat man, wie es scheint, bis heute noch keine Antwort gefunden. Oder hat jemand einmal etwas von einer Erklärung gehört oder gelesen?

Alfons Fendt, Erlangen

Korrektur: In Fels 5/2012, S. 148 wurde in der Grafik „Absturz der Geburtenrate in Fernost“ die Farbe zum Jahr 1970 mit der von 2005 verwechselt. Wir bitten um Nachsicht.

Kongress: **Freude am Glauben**

**14. bis 16. September 2012
in Aschaffenburg**



Forum Deutscher Katholiken

Sühnenacht Sühneanbetung

Leuterod/Ötzingen: 21.06.2012 · Sühnegebetsstunden · monatliches Treffen der Mitglieder des Marian. Segenskreises · Maria-Hilf-Kirche · Euch. Feier, Predigt, Beichte, eucharistische Anbetung · 18:00 - 20:00 Uhr · Hinweise: 02602-7272

Veranstaltungen der Initiativkreise – Aktionsgemeinschaften:

Bamberg:

03.06.2012 · 17:00 Uhr · Hl. Messe in der außerord. Form des röm. Ritus · 18:30 Uhr · Speisesaal der Station St. Michael des Bürgerspitals · Dr. Marie Meaney-Cabaud: „Das Kreuz mit der Unfruchtbarkeit. Eine Diskussion über moderne reproduktive Technologien.“ · Hinweise: Tel.: 0951-39016

30.06.2012 · Wallfahrt nach Fulda zum Grab des hl. Bonifatius, der hl. Lioba und des Dieners Gottes Erzbischof DDr. Johannes Dyba · Hinweise: 0951-39016

Mainz – Veranstaltung Juni fällt aus!

09. Juni 2012 · Haus am Dom · 15:45 Uhr · Prof. Dr. Marius Reiser: „Was macht uns selig“ – Die Seligpreisungen Jesu · Hinweise: 06725-4556

München:

26.06.2012 · Hansa Haus, Brienerstraße 39, 80333 München · 18:00 Uhr · Dipl.-Ing. Jenö Zeltner: „Warum katholisch werden – Zeugnis“ · Hinweise: Tel.: 089-605732

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Dr. Alois Epple
Krautgartenstr. 17, 86842 Türkheim
- Raymund Fobes
Zillenweg 8, 85051 Ingolstadt
- Dr. Johannes Holdt
Katholisches Pfarramt
Kaplaneigasse 2, 72355 Schömberg
- Jürgen Liminski
Neckarstr. 13, 53757 St. Augustin
- Monika Gräfin Metternich
Franziskanerstr. 1
53113 Bonn
- Dr. Andreas Püttmann
Am Rheindorfer Ufer 6, 53117 Bonn
- Dr. Eduard Werner
Römerweg 3 A, 82346 Andechs

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im Juni 2012



1. Dass die Glaubenden in der Eucharistie die lebendige Gegenwart des Auferstandenen erkennen, der sie im Alltag begleitet.

2. Dass Christen in Europa die eigene Identität wieder erkennen und mit neuem Schwung an der Verkündigung des Evangeliums mitwirken.

EuroProLife: Übersicht Gebetszüge 2012

Gebetszug „300 kleine Europäer jede Stunde“ in Straßburg, Mittwoch 13. Juni 2012 – 11:45 Uhr Ausgabe der Kreuze für den Trauergebetszug an der Kirche St. Louis / Robertsau, Rue Jeanne d'Arc 14 – 12:00 Uhr: Prozession rund um die Europäischen Institutionen – Weg vom Straßburger Hauptbahnhof zum Europaparlament (25 Min.)

Gebetszug „1000 Kreuze für das Leben“ in Salzburg, Mittwoch, 25. Juli 2012 – 16:15 Uhr Domplatz: Ausgabe der Kreuze – 19 Uhr Möglichkeit zum Besuch der Heiligen Messe in der Franziskanerkirche, nahe Domplatz

Gebetszug „1000 Kreuze für das Leben“ in Fulda – Samstag, 18. August 2012 – Beginn um 14:45 Uhr am Bahnhofsvorplatz

„Marsch für das Leben“ in Berlin – Samstag, 22. September 2012 – (Veranstalter: Bundesverband Lebensrecht), Beginn um 13:00 Uhr am Bundeskanzleramt

Gebetszug „500 Crosses for Life“ in London – Samstag, 10. November 2012 – Beginn um 13:30 Uhr vor der Westminster Cathedral (Victoria St.)

Rottenburg-Stuttgart:

03.06.2012 · 14:30 Uhr · Andacht/Rosenkranz · 15:00 Uhr · Liebfrauenhöhe Ergenzingen · Prof. Dr. Josef Schumacher: Wirkt Gott heute noch Wunder? Wunder als Manifestation Gottes · Hinweise: 07022-43135

Trier:

17. Juni 2012 · 15.00 Uhr · Missionshaus der Weißen Väter, Trier, Dietrichstr. 30 · Gabriele Kuby · „Selbsterkenntnis – damit wir weder lau noch scheinheilig sind“ · zuvor 14.30 Uhr euch. Andacht · Hinweise: 06831-41816

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

e-mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG, KontoNr.: 514 75 22, BLZ: 700 916 00;

Postbank München, KontoNr.: 903 166 809, BLZ 700 100 80

Österreich: Bestellungen wie oben, Landeshypothekenbank Salzburg, Fels e.V.,

Konto Nr.: 2 493 378, BLZ: 55 000;

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance, Der Fels e.V.,

Konto Nr.: 60-377132-6, (Ausland) IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6; BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Wer Spenden auf unser Konto überweisen möchte, kann dies zu Inlandsgebühren erledigen, wenn er bei der Überweisung anstelle der Kontonummer die IBAN (=Internationale Kontonummer) DE 46 7009 1600 0005 1475 22 und anstelle der Bankleitzahl die BIC (Identifikation des Kreditinstitutes) GENODEF1DSS angibt.

Jesuitenpater Augustin Benninghaus – ein Apostel unserer Zeit

Die Zahl der verfolgten Jesuiten war in der Zeit des Nationalsozialismus von 1933 bis 1945 besonders groß. Dass Hitler die Jesuiten für außerordentlich gefährlich hielt, zeigt schon die Tatsache, dass er sogar verbot, Jesuiten in die Armee aufzunehmen. Die Nationalsozialisten fürchteten nämlich ihren gegnerischen Einfluss auf die Soldaten. Glücklicherweise haben viele Jesuiten die Verfolgung überlebt. Jedoch allein in Dachau mussten von 69 Jesuiten 25 sterben. Einer von ihnen ist der Jesuitenpater Augustin Benninghaus aus Druchhorn bei Osnabrück. Dort wurde er am 7. November 1880 als Sohn tiefgläubiger Eltern auf einem Bauernhof geboren. Nach dem Abitur im Jahr 1900 trat er in den Jesuitenorden ein. 1913 wurde er zum Priester geweiht. Seine ersten Seelsorgestationen waren ein Kölner Krankenhaus, Exerzitenhäuser und Gymnasien, wo er pflichteifrig und erfolgreich arbeitete. Er hatte die Gabe, seine Zuhörer zu begeistern. Von 1933 an predigte er nicht nur gegen den einzigen damals erlaubten Zeitgeist, den Nationalsozialismus, sondern auch gegen die glaubensfeindliche Staatsmacht. Er sagte seinen Zuhörern, dass die nationalsozialistische Weltanschauung auf die gleiche Stufe wie der Kommunismus und das Heidentum zu stellen sei. Wegen seiner Predigten wurde er vor Parteistellen und schließlich auch vor Gerichte gezerrt, aber erstaunlicherweise hatten die Richter durchaus den Mut, den Pater wiederholt freizusprechen, indem sie einen „Mangel an Beweisen“ vorgaben. Seine Glaubenssicherheit gab ihm den Mut und die Freiheit, das zu sagen, was er für die Wahrheit hielt. Schon 1936 hatte Pater Benninghaus an seinen Bruder Georg geschrieben: „Prüfungen müs-

sen kommen. Aber es ist nicht angenehm, wenn man an der Reihe ist.“ Als er jedoch 1941 vor Rekruten sagte, die Kirche habe schon viele Reiche überlebt, war für die Gestapo das Maß voll. Die Nazis wollten sich ihr Reich, das sie ja für das „Tausendjährige“ hielten, nicht als eine vergangene Episode herabsetzen lassen.



Nun griffen sie zu der Keule, die das Heimtücke-gesetz mit der so genannten Schutzhaft bot. Bei Vergehen gegen dieses Gesetz brauchte die Gestapo nämlich kein Gerichtsurteil, um einen Menschen in ein Gefängnis zu werfen. Die Gestapo brachte den Pater zunächst in das KZ Sachsenhausen, wo bis zu 700 andere Priester unter grauenhaften Bedingungen ebenfalls eingesperrt waren. Im März 1942 erfolgte die Einlieferung in das KZ Dachau. Schon im KZ Sachsenhausen hatte ein SS-Mann den Pater bewusstlos geschlagen. Die gesundheitlichen Folgen dieser Gewalttat wirkten sich nun in Dachau voll aus. Kopfschmerzen, dauernde Benommenheit und oft auch Orientierungs-

losigkeit schüchterten den Pater ein, zumal der Lagerleiter die Neuzugänge so unheilvoll begrüßte: „Das deutsche Volk hat Euch ausgestoßen. Jetzt seid ihr ehrlos, wehrlos und rechtlos.“ Pater Benninghaus fürchtete nicht nur die SS-Leute, sondern auch die Kapos aus den Reihen der gefangenen Kommunisten. Das Jahr 1942 gilt als das „Hungerjahr“ im KZ Dachau. Wie andere Gefangene auch bekam Pater Benninghaus Hungerödeme und Furunkulose. Deshalb wurde er in das Krankenrevier gebracht, wo er sich auch sehr unsicher fühlen musste. Als Gefangener im Zugangsblock und im Krankenrevier konnte er nicht an den Gottesdiensten in der Lagerkapelle teilnehmen. Seine priesterlichen Mitbrüder konnten ihm nur heimlich einige Male die heilige Kommunion zustecken. Das war die einzige Stärkung und Tröstung, die er im Lager Dachau erfahren hat. Am Karfreitag 1942 musste der kranke Häftling Benninghaus auf die dritte Etage der Stockbetten klettern. Von dort sollte er zur Verspottung Christi das Lied „Oh Haupt voll Blut und Wunden“ singen. Das lehnte der Jesuit ab. Daraufhin wurde er derart geschlagen, dass er zu Boden fiel. Nun musste er wieder hinaufklettern und singen, bis er unter Schlägen ohnmächtig wurde. Diese satanische Misshandlung lässt auf den Urheber des Bösen schließen. Am 20. Juli 1942 ist P. Benninghaus seiner Krankheit erlegen. Nun jährt sich sein Tod zum siebzigsten Mal. Vor 2000 Jahren gingen die Apostel, die Christus selbst erlebt haben, für ihr Zeugnis in den Tod. Schon ihr Tod ist für uns ein Gottesbeweis. In unserer Zeit ist auch Pater Augustin Benninghaus ein glaubwürdiger Zeuge für Christus.

Eduard Werner